Christen *heute* 2021/6

Christen*heute*

DIE ALT-KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT IN DEUTSCHLAND + 65. JAHRGANG · JUNI 2021

Einsamkeit

3 Wege aus der Einsamkeit
von Lydia Ruisch

4 Es mit mir selbst aushalten
von Veit Schäfer

5 Erfüllte Einsamkeit?
von Georg Spindler

7 All-eins-sein im Alleinsein
von Francine Schwertfeger

9 Allein mit mir selbst auf einer Insel
von Markus Lund

11 Kampf in der Einsamkeit
von Georg Spindler

22 Mission – ein belasteter Begriff
von Ruth Tuschling

32 Die Welt ist zu klein für lokalen Egoismus
von Gerhard Ruisch

Weniger Schülerinnen und Schüler im Religionsunterricht

IMMER WENIGER SCHÜLER BESUchen den evangelischen oder römisch-katholischen Religionsunterricht. Die Rückgänge fallen regional unterschiedlich stark aus. In Nordrhein-Westfalen besuchten im Schuljahr 2019/20 mehr als ein Viertel (26,2 Prozent) aller 2,46 Millionen Schülerinnen und Schüler den evangelischen Religionsunterricht. Ein gutes Drittel (34 Prozent) nahm am katholischen Religionsunterricht teil. In Bayern fiel der Rückgang noch stärker aus. Dort sank der Anteil auf 66,5 Prozent der rund 1,65 Millionen Schüler, wie das bayerische Kultusministerium mitteilte. Auch in Niedersachsen und Rheinland-Pfalz sank zwar der Anteil der Schüler, die am Religionsunterricht teilnehmen. Dafür nahmen mehr Schüler am Ethikunterricht teil.

Ablösung der Staatsleistungen

VERFASSUNGS- UND KIRCHENrechtler begrüßen den von drei Oppositionsfraktionen im Bundestag vorgelegten Plan zur Ablösung der Staatsleistungen an die Kirchen. „Es ist für die Kirchen kein guter und zukunftsfähiger Zustand, Leistungen aus öffentlichen Kassen zu erhalten etwa für die Besoldung kirchlicher Amtsträger“, sagte der Münchener Jura-Professor **Stefan Korioth** in einer Anhörung des Innenausschusses des Bundestags. Umgekehrt sei es auch nicht Sache des Staates, dauerhaft Kirchen zu entschädigen, ergänzte er. Staatsleistungen erhalten die Kirchen als Entschädigung für Enteignungen kirchlicher Güter und Grundstücke vor allem Anfang des 19. Jahrhunderts. Der Auftrag, diese regelmäßigen Zahlungen abzulösen, wurde von der Weimarer Reichsverfassung ins Grundgesetz übernommen. FDP, Grüne und Linke schlagen vor, sich bei der Ablösung am Bewertungsgesetz zu orientieren, das für „wiederkehrende Nutzungen und Leistungen“ einen Wert angibt, der das 18,6-fache der jährlichen Zahlungen umfasst.

Essener Generalvikar für Frauenordination

DER ESSENER GENERALVIKAR **KLAUS Pfeffer** befürwortet den Zugang von Frauen zu Weiheämtern in der Römisch-Katholischen Kirche. „Ich denke schon seit vielen Jahren, dass uns da etwas verloren geht“, sagte Pfeffer bei einer Online-Veranstaltung der *Katholischen Akademie ‚Die Wolfsburg‘*. „Ich halte es für notwendig, dass Frauen Zugang zu den Ämtern haben.“ Im Rahmen der Veranstaltung diskutierte er unter anderem mit der Benediktinerin **Philippa Rath** aus der *Abtei Sankt Hildegard* in Rüdesheim-Eibingen, die im Februar das Buch ‚Weil Gott es so will‘ herausgegeben hatte (s. *Christen heute* 2021/5, S. 27).

Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften

AUF EINER FACHTAGUNG HABEN mehrere Theologen für Segensfeiern für homosexuelle Partnerschaften in der Römisch-Katholischen Kirche argumentiert. „Für die Kirche ist das Angebot solcher Feiern zwingend“, sagte etwa der Erfurter Liturgiewissenschaftler **Benedikt Kranemann**. Statt einer „unverbindlichen Rede“ von der Achtung homosexueller Menschen brauche es eine grundlegende Änderung in jenem Kernbereich kirchlichen Lebens. Kirche müsse Vielfalt im Glauben endlich als Chance begreifen, erklärte Kranemann. Das gelte auch für die vielfältigen Geschlechterbeziehungen.

KIRCHE IM RADIO

„Anstöße“ / „Morgengedanken“
SWR 1 & SWR 4 / BW
31. Mai – 5. Juni
5:57 Uhr und 6:57 Uhr
Dekan Joachim Sohn
Furtwangen

Glaubwürdigkeitskrise der Kirche

BEI EINER ONLINE-DISKUSSION DER *Katholischen Akademie Freiburg* haben Akteure aus Kirche, *Fridays-for-Future-Bewegung* und Wissenschaft weitere Anstrengungen bei Klima- und Umweltschutz gefordert. Erzbischof **Stephan Burger** erneuerte das Ziel der klimaneutralen Diözese bis 2030 bei Mobilität, Gebäuden und Energieversorgung. Zugleich sei jeder aufgerufen, den eigenen Lebensstil kritisch zu hinterfragen. „Für ein gutes Leben braucht es sehr viel weniger, als uns Werbung und Konsumaufrufe glauben machen wollen“, so Burger. Per Video-Botschaft forderte der peruanische Kardinal **Pedro Barreto** zur Solidarität mit den Ländern des Südens auf. Die Göttinger Politikwissenschaftlerin **Tine Stein** attestierte der Kirche in diesem Zusammenhang ein „extremes Glaubwürdigkeitsproblem“. Kirche werde es schwer haben, für Grund- und Menschenrechte einzutreten, wenn diese im Inneren der Kirche nicht vollständig garantiert seien.

Ärzt:innen und Pflegende erschöpft von der Corona-Pandemie

BEI EINER ERHEBUNG GABEN 45 Prozent der Ärzt:innen und 72 Prozent der in Gesundheitsfachberufen Tätigen an, sich während der aktuellen dritten Welle überlastet zu fühlen. Ein Drittel der Befragten im Bereich der Gesundheitsfachberufe, vornehmlich Intensivpflegende, planen demnach, den Beruf in den nächsten zwölf Monaten zu verlassen, bei den Ärzt:innen äußerten knapp 20 Prozent die Absicht. Der Hauptgrund seien die durch die Corona-Pandemie zusätzlich verschlechterten Arbeitsbedingungen. Die Belastung und Beanspruchung des Personals sei kontinuierlich gestiegen, die aktuelle dritte Welle verstärke die Arbeitsbelastung noch einmal mehr. ■

Titelbild: David Seibold, „Lonely“, Flicker

Wege aus der Einsamkeit

Heilsam miteinander in Kontakt kommen

VON LYDIA RUISCH

Der Impuls, etwas zum Thema Einsamkeit zu schreiben, entstand in mir, nachdem ich auf *YouTube* einen Vortrag der Psychologin und Neurowissenschaftlerin Tanja Singer über ihre Studie zu Neurobiologie und Mitgefühl gehört habe.

Sehr eindrücklich berichtet sie, dass Einsamkeit extrem schädliche Auswirkungen auf unsere Gesundheit hat. Einsame Menschen haben ein über doppelt so hohes Risiko, eine Herzerkrankung zu bekommen, als Menschen mit einem hohen Cholesterinspiegel oder die rauchen. Nicht nur ältere Menschen sind von Isolierung betroffen; neuerdings berichten ein Drittel der Kinder und Jugendlichen davon, dass sie niemanden haben, dem sie sich anvertrauen können. Viele Wissenschaftler sagen, dass Einsamkeit inzwischen epidemische Ausmaße erreicht hat, mit enormen Folgen für unsere Gesellschaft.

Was könnte uns aus diesem Mangel führen, was für einen Reichtum könnten wir dieser Beziehungsarmut entgegensetzen? Wir spüren, dass es nicht so einfach ist, etwas Zerstörtes wieder aufzubauen – oft fehlt es uns an Wissen, Erfahrung und Fertigkeiten, die wir dafür brauchen. Gerade wenn wir daran denken, wie viele Menschen in Familien toxische (giftige) Beziehungsmuster in Form von psychischer Gewalt erlebt haben. Dazu zählen Beschämung, Abwertung, körperliche und natürlich in besonderem Maße sexualisierte Gewalt. Solche Erfahrungen hinterlassen tiefe Spuren in unserem Gehirn und der Psyche und verunmöglichen es, wirklich beziehungsfähig zu sein. Wirklich beziehungsfähig sein bedeutet, dass ich vertrauen kann, dass ich mich so zeigen kann, wie ich bin, ohne dafür verurteilt oder beschämt zu werden oder dasselbe mit anderen zu tun.

Die Forschungsergebnisse der *ReSource-Studie* von Tanja Singer fand ich in vielerlei Hinsicht bemerkenswert und ermutigend.

Um Menschen darin zu trainieren, Mitgefühl und Einfühlungsvermögen zu entwickeln, hat sie ihren Studienteilnehmer*innen die Aufgabe gegeben, miteinander jeden Tag jeweils zehn Minuten ein Ereignis zu teilen, das in ihnen starke Gefühle ausgelöst hat. Per App wurde ihnen jede Woche ein neuer Partner zugeteilt, sodass immer wieder einander fremde Personen zusammenkamen, um einander zuzuhören und zu erzählen.

Die Ergebnisse davon waren erstaunlich.

Nach sechs Wochen hatte sich nicht nur die psychische Verfassung wesentlich aufgehellt, auch verschiedene Labormarker für Stress hatten sich in einem unerwarteten Maße verbessert. Viele der Teilnehmer*innen haben über die Studie hinaus diesen Austausch fortgeführt, weil sie auf die positiven Auswirkungen nicht mehr verzichten wollten.

Das hat mich wirklich begeistert und inspiriert. Ich wünsche mir sehr, dass wir zeitgemäße Formen finden, wie wir uns auf gesunde Art und Weise einander zuwenden können. Meiner Erfahrung nach braucht es dafür geschützte Räume, in denen es klare Grenzen/Settings/Regeln/Formen gibt, innerhalb derer wir neue Lernschritte machen können. Ein wesentlicher Erfolg des *ReSource*-Projekts verdankt sich dieser klaren Struktur, in der eine Person spricht und die andere präsent zuhört. Der zeitlich klar begrenzte und überschaubare Rahmen ist ein extrem wichtiges Element.

Vermutlich kennen viele von uns das Phänomen, dass wir jemanden anrufen und fragen, wie es geht, und die

Lydia Ruisch ist Mitglied der Gemeinde Stuttgart

Foto: Bruce Aldridge, „lonely", Flickr

andere Person sehr lange spricht, ohne zu fragen, wie es uns geht. Das kann manchmal sehr frustrierend sein. Solche einseitigen Kontakte sind selten das, was auf Dauer wirklich heilsam und lange durchhaltbar ist. Mit einem verlässlichen Rahmen, in dem klar ist, dass beide einander etwas von sich mitteilen, entsteht dagegen eine wirkliche Verbindung.

So können Räume entstehen, in denen wir Vertrauen in uns und andere wieder neu lernen dürfen. In denen wir uns offen und authentisch, verletzt und verletzlich zeigen dürfen, ohne dafür verurteilt zu werden. In denen wir mit Wohlwollen und Mitgefühl angeschaut werden und uns verstanden fühlen.

Fasziniert hat mich, dass das sogar per Telefon oder online möglich ist. Bei unseren *baf*-Onlinetreffen durften wir eindrücklich erleben, wie nah wir einander auch über diese Medien kommen können. Hilfreich war auch hier die klare Struktur, die wir für den persönlichen Austausch vorgegeben haben. Pro Person eine vorgegebene Zeit und die Möglichkeit, für jede etwas zu sagen, die möchte. Viele Rückmeldungen waren ganz eindeutig: Es ist stärkend und ermutigend gerade in diesen Zeiten, uns einander auf diese Weise zuzuwenden und in Verbindung zu bleiben.

Ich bin zutiefst von der heilsamen Kraft des Mitgefühls und des Wohlwollens überzeugt. Wie wunderbar und hoffnungsvoll ist es, dass wir lernen können, einander diese Heilkraft zu schenken.

Gerade unsere Gemeinden sind Orte, in denen Menschen auf der Suche danach und viele schon in diesem Geist miteinander unterwegs sind. Ich wünsche mir, dass wir die Fähigkeiten und das Wissen um das, was hilfreich ist, um einander wohlwollend und präsent zuzuhören, zusammen noch bewusster einsetzen, üben und kultivieren und damit der Einsamkeit Einhalt gebieten. ■

→ **Link zum Vortrag von Tania Singer**
Die Neurobiologie von Empathie und Mitgefühl
https://youtu.be/ypABo_GoEOQ

→ **Buchtipp**
Manfred Spitzer. *Einsamkeit – die unerkannte Krankheit: schmerzhaft, ansteckend, tödlich.*
Droemer HC, 320 Seiten. ISBN 978-3426276761.

Es mit mir selbst aushalten

Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe

VON VEIT SCHÄFER

Die Corona-Epidemie hat das Problem der Einsamkeit vieler Menschen auf dramatische Weise ins Bewusstsein gerückt: Viele Menschen starben in Krankenhäusern, Intensivstationen und Altenheimen ohne den Beistand ihrer Nächsten. Viele konnten wegen der Quarantäne lange Zeit keine oder nur seltene Besuche empfangen, nur auf Distanz, vom Fenster aus oder getrennt durch Plexiglas.

Kinder müssen monatelang ohne den gewohnten Kontakt mit ihren Kameradinnen und Kameraden in Kindergarten und Schule auskommen. Zahlreiche Frauen und Männer sehen sich plötzlich von ihren Arbeitsstätten zur Bildschirmarbeit in den eigenen vier Wänden verbannt, ihre Kontakte mit Kolleginnen und Kollegen reduziert auf Telefon- oder Videokontakte. Wir alle leiden massiv darunter, dass unsere gewohnten Beziehungen, Vorhaben, Vergnügungen derart eingeschränkt oder ganz weggefallen sind. Schon jetzt ist absehbar, dass diese plötzlichen und lange andauernden Trennungen, (Zer-)Störungen unserer Lebensabläufe, die erzwungene Vereinzelung nachhaltige seelische wie körperliche Folgen haben werden.

Bei alledem: Vereinzelung und Einsamkeit sind in unserer Gesellschaft keine unbekannten Phänomene. Jede/r Fünfte lebt in Deutschland allein. Bereits an die 40 Prozent der deutschen Haushalte werden von „Singles“ gebildet, in Großstädten sind es teils schon mehr als die Hälfte, Tendenz steigend. Freilich, allein zu leben heißt nicht automatisch, unter Einsamkeit zu leiden. Viele allein Lebende haben sich auf kreative Weise Möglichkeiten des Zusammenseins und der Kommunikation mit anderen Menschen geschaffen und sind zufrieden damit. Doch unzähligen anderen tut das Alleinsein gar nicht gut. Sie kommen damit nicht gut zurecht, insbesondere

Foto: Nenad Popović, „Loneliness“, Flickr

Menschen in höherem Alter, die Ehepartner oder Lebensgefährten verloren haben. Oft finden sie keinen Anschluss mehr. Sie sind gezwungen, es „mit sich selbst auszuhalten“.

Alleinsein – eine Art Sport

Es mit sich selbst aushalten – was unzählige Alleinlebende wider Willen ertragen müssen, nimmt der Priester Jürgen Knobel, einer der 80 in Deutschland lebenden Eremiten (von griechisch *eremos* = Wüste), bewusst als einen Lern- und Erfahrungsprozess auf sich. *SPIEGEL Reise* hat im April ein Interview mit ihm veröffentlicht, dem die Frage vorangestellt war, was vom Lockdown genervte Alleinlebende von ihm lernen könnten.

Jürgen Knobel empfiehlt zunächst einen geregelten Tagesablauf. Ein solcher schaffe einen körperlich wie geistig wohltuenden Rhythmus. Die Liebe zur Stille nennt er als persönliches Motiv seiner Lebensform, verallgemeinert sie aber zugleich als Quelle der Inspiration, gerade bei künstlerischen Tätigkeiten. Seiner Überzeugung nach befriedigt eremitisches Leben ein urmenschliches Bedürfnis. Befragt nach den Schwierigkeiten dieser Lebensform spricht Knobel von der Konfrontation mit den inneren Dämonen, die Aggressionen heißen, oder Zorn oder Gier. Er meint, dass viele Menschen das Alleinsein nicht ertragen, weil sie diese Konfrontation mit ihren Verdrängungen scheuen.

Der Einsiedler hat volles Verständnis für den Frust oder gar die Verzweiflung vieler Zeitgenossen, die das Alleinsein in Coronazeiten völlig unvorbereitet und wider Willen üben müssen. „Das ist ein existentieller Schock“, meint er. Der könne sich aber auch als Chance erweisen, als großer Gewinn, wenn Menschen bereit sind,

- in sich hineinzuhorchen,
- tiefere Erkenntnisse über sich selber zu gewinnen,
- ihre Lebensauffassungen und -ziele, ihre Beziehungen und anderes mehr zu klären.

„Für uns“, womit Jürgen Knobel seinen geistlichen Stand meint, „wird der Umgang mit dem Alleinsein eine Art Sport“.

Erste christliche Einsiedler in der ägyptischen Wüste

Das christliche Mönchtum entstand Anfang des 4. Jahrhunderts, als immer mehr Christen dem Beispiel des Heiligen Antonius (Ehrentitel: der Große) folgten und sich während der diokletianischen Christenverfolgungen als Eremiten in die ägyptische Wüste zurückzogen. Vom Leben des Antonius wissen wir vorzugsweise durch die Beschreibung des Bischofs Athanasius von Alexandria.

Was der deutsche Eremit Jürgen Knobel „Konfrontation mit den Dämonen“ nennt, gehört offensichtlich zu den grundlegenden Erfahrungen des Einsiedlerlebens. In der Vita des Antonius und anderen Quellen werden sie ausführlich geschildert. Als die „Versuchungen des Hl. Antonius“ sind sie vom Mittelalter an bis in unsere Zeit zu einem bekannten Motiv der religiösen Kunst, aber auch der Literatur und der Musik geworden. ■

Foto gegenüber: Nenad Popović, „Loneliness“, Flicker
Foto auf dieser Seite: Georg Spindler

Erfüllte Einsamkeit?

VON GEORG SPINDLER

Dank zahlloser Verkehrsverbindungen laufen, eilen und fliegen Menschen ständig irgendwo hin, sind aber allem Anschein nach immer weniger imstande, einander zu begegnen. Trotz all der vielfältigen Möglichkeiten der Kommunikation scheinen sie hoffnungslos voneinander getrennt zu sein und in der Menschenmenge einsamer als in der Wüste. Die „neue Einsamkeit“ ist für viele Menschen nicht mehr zu ertragen. Alle sind zusammen, aber jeder ist allein.

Wer ist schon gerne einsam? Die meisten Menschen sind eher gesellige Wesen und sind gerne unter ihresgleichen, vorausgesetzt es handelt sich um Mitmenschen, mit denen das Zusammensein Freude macht. Erzwungene Einsamkeit macht krank, und es scheint zu stimmen, was in den ersten Seiten des Buches Genesis zu lesen ist: „Es ist nicht gut, wenn der Mensch allein ist.“ Andererseits gibt es auch die paradoxe Erfahrung, auch und gerade in Gesellschaft anderer Menschen sehr einsam sein zu können.

Es kann aber auch Phasen geben, in denen es Menschen in die Einsamkeit drängt. Es gab Zeiten, da ging ich jedes Jahr für eine Woche oder auch länger in eine Berghütte, um allein zu sein und meine Gedanken ordnen zu können. Meine Gesellschaft bestand aus etwa dreißig Kälbern, die ich morgens und abends zählen musste. Hin und wieder kam auch ein hungriger oder durstiger Wanderer vorbei, in der irrigen Annahme, diese Hütte wäre bewirtschaftet. Manchmal ergab sich dabei ein gutes Gespräch, wenn ich die Vorübergehenden zu einem Bier und einer Stärkung einlud. Einer der Wanderer hielt mich offensichtlich für verrückt und ergriff sichtlich irritiert gleich wieder die Flucht, als ich ihm von meiner Suche nach Einsamkeit erzählte.

Georg Spindler ist Diakon im Ehrenamt in der Gemeinde Rosenheim

Die erste Nacht auf der Hütte war immer ein Albtraum, denn all das, was ich eigentlich hinter mir lassen wollte, stürzte nun mit ungeahnter Wucht auf mich ein. Es war wie ein Ansturm von Dämonen und ich begann zu erahnen, welche Kämpfe die „Anachoreten" der Alten Kirche durchstehen mussten, bis sich der Sturm legte und die „Hesychia", die ruhige Schau Gottes, in ihren Herzen sich festigen konnte.

Die Anachoreten

Wer waren diese „Anachoreten"? Gegen Ende des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung kam es zu einem neuartigen Phänomen in der noch jungen Kirche, das von vielen Bischöfen erst einmal gar nicht gerne gesehen wurde. Als die christlichen Gemeinden nicht mehr verfolgt und immer größer wurden, als die Verfolgung der Duldung und dann sogar der staatlichen Anerkennung wich, war es nun auf einmal von Vorteil, Christ zu werden. Große Massen strömten in die Kirche, denen aber vielfach das Wesen des Christentums fremd blieb. Dadurch aber veränderten sich die Gemeinden.

Viele Christen fühlten sich in den nun nur dem Namen nach christlichen Gemeinden nicht mehr beheimatet und zogen aus. Wüste und Einsamkeit waren ihr Ziel. Einer der ersten „Wüstenväter" war Antonios der Große, der Vater des östlichen Mönchtums, der trotz eines strengen Lebens voller Entsagung hundertfünf Jahre alt wurde. Das Verlangen nach „Freiheit von der Welt" war der Antrieb, der Tausende in die Einsamkeit lockte. Erst in Ägypten, dann auch in Syrien und Palästina entstanden immer mehr „Kellien", Einsiedeleien also, die sich später zu lockeren oder festeren Gemeinschaften Gleichgesinnter zusammenschlossen.

Von Evagrios Pontikos, einem Theologen unter den Anachoreten, stammt die geniale Kurzformel: „Das ist ein Mönch: von allen getrennt, aber mit allen verbunden." Viele von Kirche und Gesellschaft Enttäuschte pilgerten nun zu den Mönchen, um Rat und Führung zu erbitten. Tausende von ihnen blieben für immer. Von Friedrich Nietzsche stammt das Wort: „Wer die letzte Einsamkeit kennt, kennt die letzten Dinge" und Simone Weil sagte einmal: „Die Sünde besteht darin, sich mit etwas zu identifizieren, was nicht Gott ist". Sind die alten Anachoreten vielleicht aktueller als wir denken?

Auch in der westlichen Kirche gab es das Phänomen der Reklusen bzw. Inclusen. Es waren Menschen, im Westen meist Frauen, die in einer an eine Kirche angebauten Zelle mit zwei Fenstern lebten. Ein Fenster ging ins Freie, um Speise und Trank in die Zelle bringen zu können, und eines in die Kirche, um dem Gottesdienst folgen und um die Eucharistie empfangen zu können. Juliana von Norwich war eine von ihnen, sie war eine mystische Dichterin. Sie wurde es in der Stille und Einsamkeit ihrer Klause.

Der innere Rückzug

Es war wohl zu keiner Zeit leicht, inmitten von Lärm und Unruhe zum Wesentlichen vorzudringen. Unsere Zeit ist aber wie kaum eine andere jemals zuvor eine Zeit der Ablenkung, der Geschwätzigkeit und Reizüberflutung. Wie kann sich Gottes leise Stimme in unserem Herzen bemerkbar machen, wenn Menschen niemals zur Ruhe finden? Ich denke, es wäre für uns heutige Christen nichts so notwendig wie Zeiten des Rückzugs. Innere Stille wäre im wahrsten Sinn des Wortes notwendig, weil die Not wendend! Es ist wohl so gut wie für jeden Menschen möglich, immer wieder einmal Tage ohne Zerstreuung, ohne Zeitung, ohne Smartphone, ohne Fernsehen, ohne Radio und ohne *YouTube* zu verbringen. Solche Tage der Ruhe, in Begleitung des Evangeliums oder anderer spiritueller Texte, allein zuhause, in der Natur, während der Arbeit oder auf langen Wanderungen können Geist und Seele reinigen und ganz neu empfänglich machen für Gottes Anwesenheit in uns und um uns. Dieser innere Rückzug, ich weiß es aus Erfahrung, ist durchaus auch während Arbeiten möglich, die uns nicht allzu viel an Konzentration abverlangen. Es braucht nicht viel dazu – nur den Entschluss, es auch wirklich zu tun.

Wenn wir es aber tun, dann werden wir staunen... ■

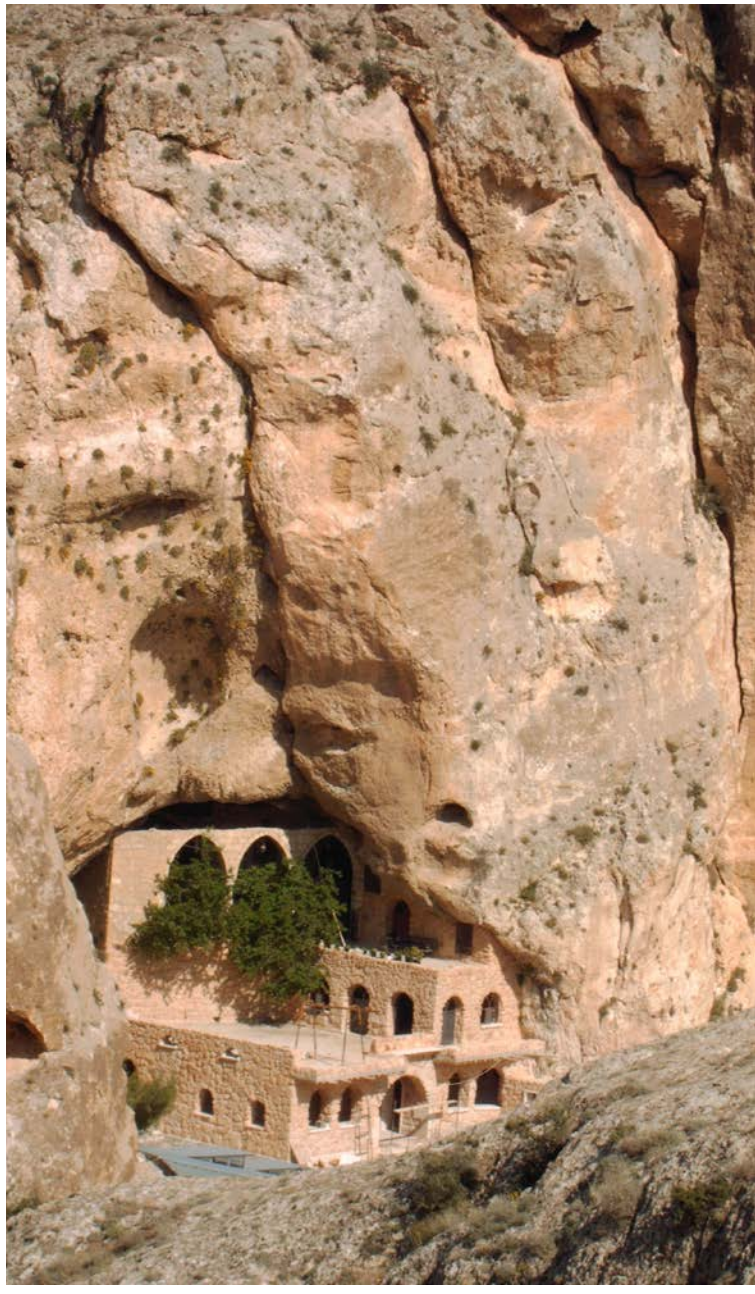


Foto: Georg Spindler

Schreckgespenst Einsamkeit

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

All-eins-sein im Alleinsein

Alles Große,
das Menschen je geleistet haben,
geht aus der Einsamkeit,
aus der Vertiefung
geistigen Schauens hervor.
Peter Rosegger

Der Corona-Lockdown hat noch mehr Menschen in die Fratze der Einsamkeit schauen lassen. Wie sonst ist es zu erklären, dass Elke Schilling, die Gründerin des Berliner Vereins „Silbernetz", davon berichtet, dass sich nach der Ausweitung des Angebots auf ganz Deutschland im März 2020 die Zahl der Anrufe versechsfacht habe (*Apotheken-Umschau,* Ausgabe 9-20). Die Zeitschrift zitiert das *Deutsche Zentrum für Altersfragen*: Fast jeder Zehnte über 45 Jahren fühle sich einsam, Tendenz steigend.

Foto: Thomas Haeusler, „alone", Flickr

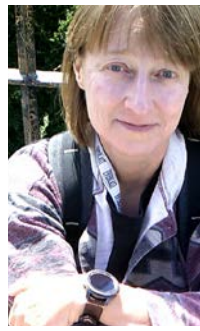
Einsamkeit ist subjektiv

Einsamkeit ist ein subjektives Gefühl, während soziale Isolation objektiv festgestellt werden kann. Der Projektbericht „Einsamkeit und soziale Isolation im hohen Alter" der Ruhr-Universität Bochum (RUB) von 2019 führt aus, dass Einsamkeit proportional zum Alter zunimmt. Gravierende Auswirkung hat offenbar das Leben in Pflegeeinrichtungen: Fast jede fünfte Person in vollstationären Einrichtungen fühle sich meist/immer einsam (Studie *NRW 80+*). So schließt der Bericht der RUB mit einer „eigenen konservativen Schätzung", dass der Anteil der über 80-jährigen chronisch Einsamen mit fünf Prozent 2013 schon damals ca. 220.000 Menschen betroffen habe (bei ca. 4,4 Millionen über 80-Jährigen in Deutschland laut *Statistischem Bundesamt*). Hinzu kämen noch die, die „manchmal einsam" angekreuzt hätten in den Umfragen.

Folgen von Einsamkeit

Das hat Folgen: ungesünderes Verhalten (Rauchen, Alkohol, Übergewicht, weniger körperliche Aktivität), Depressionen, Herz-Kreislauf-Erkrankungen, höhere Sterblichkeit. Wobei die Erkenntnis gilt, dass auch umgekehrt Depressionen zu Einsamkeit führen. Ebenfalls dazu gehören mehr negative Gefühle (Sorgen, Angst, Schuldgefühle, Nervosität), geringes Selbstwertgefühl und niedrige Selbstwirksamkeits-Erwartungen, höhere psychische Belastung und Suizidneigung, was alles ebenfalls die Sterblichkeit verfrüht. Auch ein Rückgang kognitiver Fähigkeiten ist beobachtet worden (Risiko zu Alzheimer-Demenz).

Im Projektbericht der RUB werteten Prof. Dr. Maike Luhmann, Lehrstuhl-Inhaberin für Psychologische Methodenlehre, und Susanne Bücker, M. Sc., Promotionsstipendiatin der *Studienstiftung des Deutschen Volkes* am Lehrstuhl für Psychologische Methodenlehre eben jener Fakultät, Studien der vergangenen Jahre aus. Die beiden Wissenschaftlerinnen stellten fest, dass 2016 in Deutschland ca. 41 Prozent Single-Haushalte waren (EU-Durchschnitt: 33 Prozent). So sei für jüngere Menschen Einsamkeit noch problematischer als für ältere. Diese seien durch Kriegserfahrung möglicherweise widerstandsfähiger, da ihre schwersten Erlebnisse früher stattfanden, so dass gerade für ältere Frauen das Versterben des Lebenspartners (Frauen überleben meist ihre Männer) dann nicht mehr so schlimm sei. Auch kann man sagen, dass viele Einsame gar nicht erst ein hohes Alter erreichen, und die, die es tun, folgerichtig besser eingebunden seien in Kontakte zu Familienangehörigen (Kinder, Enkel) oder Nachbarn.



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Ursachen von Einsamkeit

Ursachen von Einsamkeit sind oft eingeschränktes Hör-, Seh- und Bewegungsvermögen, räumliche Entfernung zu öffentlichen Plätzen, wo Leben herrscht. Auch der Charakter spielt eine Rolle: Manche Menschen sind eher in sich gekehrt, andere gehen offen auf ihre Mitmenschen zu. Misstrauen ist ein Faktor, der das Kontaktschließen erschwert.

Was in den Studien nicht erwähnt wird, sind Einsamkeit auslösende Erfahrungen wie Zurückweisung, Mobbing, Missbrauch, Gewalt, die oft schon im Kindesalter eine Rolle spielen.

Lösungen

Als Lösungsansätze werden vorgeschlagen: Computerkurse, Ausbau des Öffentlichen Personennahverkehrs und des Gemeindelebens, ein aufmerksamer Blick von Hausärzten und Pflegeeinrichtungen sowie deren behutsames Ansprechen des Problems (was angesichts des kaputtgesparten Gesundheitssystems Zukunftsmusik bleiben könnte). Informationskurse über Einsamkeit lüden ein zum Schreiben und Diskutieren, förderten den Intellekt. Kognitive Verhaltenstherapie könnten üben, Denkmuster

zu verändern, soziale Kompetenzen auszuweiten (Annehmen von Lob, nonverbale Kommunikation entschlüsseln), während freiwillige Helfer eher Spieleabende anbieten könnten oder Fahrten zu Konzerten/Theater. Auch der Kontakt zu Tieren sei eine Möglichkeit, Nähe zu erfahren, und oft ergäben sich durch Gemeinsamkeiten eines solchen Gruppenangebots auch neue Kontakte.

Die „bösen" Postboten

Fehlgeschlagen ist allerdings ein deutsches Pilot-Projekt, das Postboten beauftragt hatte, nach dem Briefe-Austragen bei älteren Menschen zu klingeln und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Hier hätten gerade ältere Damen einen üblen Betrüger hinter der freundlichen Fassade vermutet und Angst bekommen. Demnach sei es besser, mit angebotener Hilfe bei den Betroffenen das Gefühl zu stärken, selbst etwas bewirken zu können. Das Aufraffen, sich auf andere zuzubewegen, bleibe niemandem erspart.

Folgerung für die Zukunft

Was heißt das für das Leben in Altenheimen, als Mensch, der bettlägerig, hör- und sehgeschädigt, vielleicht sogar dement ist? In einem Umfeld, wo niemand Zeit für ein freundliches Wort, zum Zuhören hat, wo man mit jeder Faser seiner verbliebenen Sensibilität merkt, mit menschlichen Bedürfnissen nach Kontakt ein Störfaktor im Ablauf der Dokumentationspflicht zu sein? Gerade der vieldiskutierte Wunsch nach einem vermeintlichen „Recht" auf assistierten Suizid muss sehr sorgfältig auf solche Faktoren hin überprüft werden. Wie viele Menschen mit den oben erwähnten Folgen von Einsamkeit landen in einer verordneten Psychotherapie, um ihr natürliches Bedürfnis nach Zuwendung zu heilen?

Wenn das Zusammenstreichen von Arbeitsplätzen, das Aussortieren von Menschen aufs Abstellgleis, das Herumhetzen ohne Zeit für echten Austausch, alles im Namen der Einsparungen von Kapital, weiter um sich greift, dann wird sich jeder Mensch beizeiten besinnen müssen, wie er in guten Kontakt mit sich selbst kommt, um sich nicht einsam zu fühlen, Beschäftigungsmöglichkeiten anhand von Interessen findet, lernt, ohne Resonanzkörper von außen auszukommen, weil eine reiche Innenwelt genug Resonanz bietet, um andere nicht „vollzuquatschen" mit Erlebnissen, die niemanden interessieren oder für die niemand Zeit hat.

Es könnte um eine Schulung des „Egos" gehen, das lernen muss, mit sich selbst in Frieden zu leben, um allein nicht einsam zu sein. Denn Einsamkeit ist auch möglich unter vielen Menschen, genauso wie Alleinsein nicht Einsamkeit bedeuten muss. Dies ist die hohe Kunst menschlichen Daseins. Denn nicht von ungefähr stehen sich die Begriffe Alleinsein und All-eins-sein verwandtschaftlich nahe... ■

Hintergrundfoto: Laura Pontiggia, „Pelican flying", Flickr

Raimund Heidrich ist Mitglied der Gemeinde Dortmund

Heimat in mir selbst

VON RAIMUND HEIDRICH

Statt vor sich selbst davonzulaufen,
aus der Selbstentfremdung
heimkehren zu sich selbst,
sich stellen und nüchtern
in den Spiegel schauen
und doch auch Sympathie empfinden
für den Menschen,
der mir da entgegenblickt,
der Mensch, der ich selber bin.

Sich aushalten und ertragen
trotz allem,
was geschehen sein mag
(oder gerade
deswegen!),
sich weit öffnen,
allem Halbglauben
zum Trotz.

Zeit und Raum schaffen,
um bei sich zu Hause zu sein,
täglich kurz einmal zumindest
und einmal wöchentlich etwas länger
und einmal im Jahr einen ganzen Tag,
um sich vertrauensvoll fallen zu lassen
in seinen Urgrund hinein,

wo wir ganz bei uns zu Hause sind,
wo wir Gott begegnen,
der uns für immer geborgen hält
in seinen guten Händen. ■

Markus Lund
ist Mitglied
der Gemeinde
Bremen

Allein mit mir selbst auf einer Insel

Oder: Die Sehnsucht nach Ruhe und Einsamkeit

VON MARKUS LUND

Aufbruch

Ein Lebensabschnitt war für mich beendet. Mein Arbeitgeber brauchte mich nach fast 35 Jahren Tätigkeit nicht mehr. Jahrzehnte im Trott aus Zwängen, Pflichterfüllung, Ehrgeiz und beruflichen Aufgaben, verbunden mit einer permanenten Erreichbarkeit über Telefon, Handy und Computer, lagen hinter mir. Eine Sehnsucht nach Ruhe und nach einem Alleinsein war in mir.

Mitten im Februar 2019 fuhr ich nach Neßmersiel. Am Kai lag die kleine Fähre nach Baltrum. Mit meinem Koffer ging ich zur Fähre hinüber. Nach dem Ablegen lichtete sich der Seenebel und die Sonne kämpfte sich zwischen den Wolken hervor. Vor mir lag die Insel Baltrum im Sonnenlicht. Nach der kurzen Überfahrt musste ich am Inselhafen feststellen, dass ich der einzige Tourist an Bord gewesen war und nur eine Handvoll Handwerker mit mir übergesetzt hatte. Im christlichen Gästehaus wurde mir ein schönes Zimmer im Dachgeschoss zugeteilt. Das Zimmer war zweckmäßig ausgestattet, ohne Radio, Fernseher und Handyempfang. So hatte ich es mir gewünscht. Einen Laptop hatte ich bewusst nicht mitgenommen und aufs Telefonieren und Fernsehen, auf alle Nachrichten und Zeitungen wollte ich in diesen Tagen gänzlich verzichten, um möglichst viel Zeit nur mit mir selbst zu verbringen. Alles war ideal für mein Experiment, mich selbst auszuhalten.

Die Insel

Das Wetter meinte es gut mit mir. Alle Tage, die ich in diesem Februar auf der Baltrum verbrachte, waren sonnig und mit ungewöhnlich milden Mittagstemperaturen von 12-13 Grad. Die Besonderheit auf dieser kleinen Insel Baltrum, die man zu Fuß in gut dreieinhalb Stunden umrunden kann, war, dass nahezu sämtliche Hotels, Pensionen und fast die gesamte Gastronomie noch geschlossen hatten. Selbst der Inselbäcker und der Inselsupermarkt öffneten nur für zwei Stunden an bestimmten Tagen. Deshalb begegneten mir während meines Aufenthaltes kaum Menschen. Die Ruhe war perfekt. Die Idylle wurde nur einmal am Tag kurz unterbrochen, wenn die Fähre aus Neßmersiel den Hafen ansteuerte und das Fuhrwerk der Inselspedition mit den vorgespannten Kaltblütern über das Ziegelpflaster durch den kleinen Ort trabte. Ich verbrachte die meiste Zeit draußen. Nur zu den Mahlzeiten kehrte ich ins Haus zurück und nahm diese alleine ein.

Reflexion und Gebet

Es war für mich tief beeindruckend, wenn ich zur besten Tageszeit am Strand entlangging und weit und breit keinen anderen Menschen erblickte. Nur etliche Seehunde lagen dort in der Sonne im Sand. Mit der Natur alleine, konnte ich so die Elemente spüren und wahrnehmen. Öfters zog ich mich in ein kleines Wäldchen im Inselinneren zurück. Dort hatte ich in einem Dünental eine Bank entdeckt, die fast den ganzen Tag über windgeschützt im Sonnenlicht stand. Von Bäumen umrahmt, herrschte dort eine friedliche Stille mit angenehmer Wärme. Warm eingepackt genoss ich diesen Platz. Mal im Versuch zu meditieren, mich nur auf mich selbst, auf meinen Atem zu konzentrieren und möglichst an nichts zu denken, alle belastenden Gedanken auszuschalten. Dann wieder setzte ich mich dort nieder und dachte über mich, über mein Leben nach, über das, was

Foto gegenüber: Colin, „Moonrise“, Flicker

mir wichtig erschien und künftig wichtig sein könnte. Zog selbstkritisch Bilanz aus den vielen Dingen, die ich gemacht hatte, aus den guten und weniger guten, aus meinen Fehlern sowie aus den Dingen, an denen ich festgehalten hatte, obwohl ich sie nicht wirklich brauchte.

Es war für mich sehr intensiv, aufschlussreich und auch zwiespältig. Vieles, was in unserer Gesellschaft als Erfolg angesehen wird, was Anerkennung und Achtung bringt, basiert doch nur auf Zwängen und Pflichten, die man eigentlich bestenfalls nur deshalb tut, weil man sich damit arrangiert hat. Manche Erkenntnis war bitter und erschütterte mich. Wie oft hatte ich anders gehandelt, als es vielleicht möglich gewesen wäre, hatte Menschen verletzt oder belogen und mir selbst etwas vorgemacht. Sich mit mir selbst zu beschäftigen, mich selbst aushalten, war durchaus anstrengend.

Dazu kam auch das Gefühl der Einsamkeit, der Wunsch nach Nähe zu Menschen, die ich so lange schon liebte, denen ich dies aber gerade im Alltag doch so selten zeigte oder zeigen konnte. Wenn ich auf der Dünenkette stand und aufs Meer hinausblickte, wurde mir bewusst, wie klein und unbedeutend ich selbst in dieser Welt bin, und demütig erschloss sich mir, welche Kraft in der Natur wirkt. Ich schloss die Augen und sog tief die würzige Seeluft in mich ein und dankte Gott, dass ich von dieser Kraft tanken durfte. Auf der Bank im Tal begann ich gelegentlich zu beten und mit Gott und mir in ein Zwiegespräch zu treten. Emotional aufgewühlt war es erst oft holperig und ungeschliffen.

An manchen Tagen, wenn die Einsamkeit piekste, suchte ich doch die Nähe zu Menschen. Doch stand ich dann glücklicherweise vor verschlossenen Türen des Supermarktes, weil ich die kurzen Öffnungszeiten verpasst hatte, und im einzigen geöffneten Kaffeehaus war bei meinen Versuchen immer alles bis auf den letzten Platz besetzt. So blieb nur der Inselgottesdienst am Sonntag. Im Gottesdienst erfuhr ich, dass am Vortag der 18-jährige Sohn des Inselfuhrunternehmers gestürzt und vom eigenen Fuhrwerk überrollt und dabei tödlich verletzt worden war. Auch auf einer so scheinbar ruhigen und verschlafenen Insel liegen Leben und Tod, Freud und Leid dicht beieinander. Ich kannte diesen jungen Mann nicht, doch hat mich sein Schicksal und diese Predigt sehr berührt.

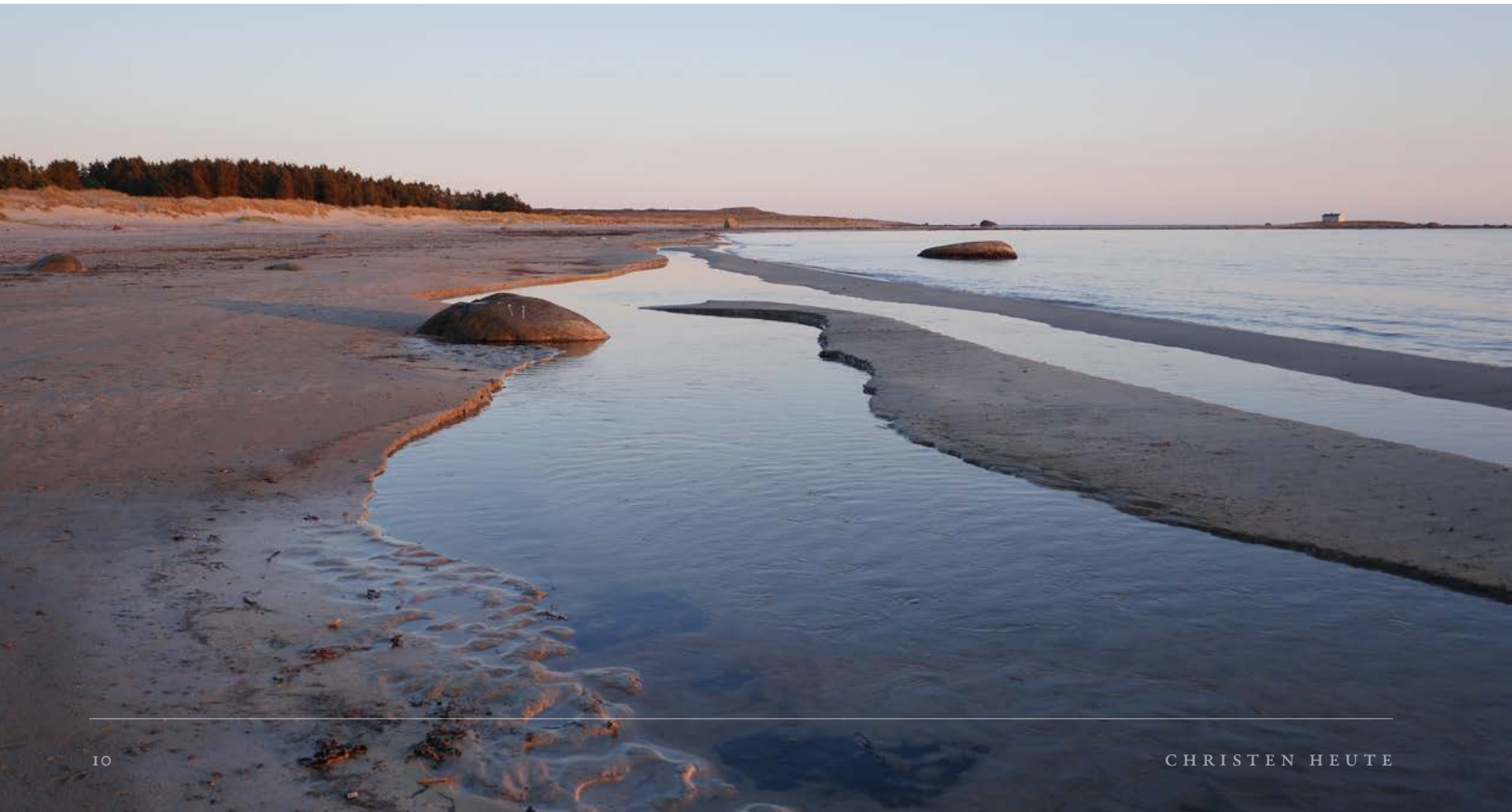
Mein Fazit

Wenn ich heute an diesen Februar zurückdenke und diese Zeilen niederschreibe, wird mir erneut bewusst, wie wichtig es ist, jeden Tag dankbar zu leben, auch wenn uns die Lasten und Sorgen des Alltags und die seelischen und körperlichen Schmerzen drücken und manchmal tieftraurig und verletzt zurücklassen. Ja, wir alle haben unser Kreuz zu tragen, aber das Leben ist es wert.

Am Abreisetag änderte sich schlagartig vieles. Bei meinem letzten Inselrundgang erlebte ich nun ein hektisches, geschäftiges Treiben. Man bereitete sich auf den ersten Ansturm der Gäste vom Festland vor. Es war laut geworden. Ich empfand es nach den ruhigen Tagen sogar als etwas unangenehm.

Ich bin froh, dass ich diese Reise zu mir selbst gemacht habe. Ich hatte Zeit und Ruhe zum Nachdenken gefunden. In Gebet und Meditation sowie in gewählter Einsamkeit konnte ich die Wüste in mir, meine Zerrissenheit und mich selbst (wieder-) entdecken. Mein Verzicht auf Radio, Fernsehen, Handy und Zeitungen hatte sich gelohnt. Nichts von wirklicher Bedeutung hatte ich verpasst, dafür aber Zeit gewonnen, mit mir alleine zu sein und mich selbst auszuhalten, mit allen Höhen und Tiefen, und ich konnte dabei auch in Beziehung zu meinem Schöpfer treten. Es hat mir Kraft gegeben, obwohl es kein Spaziergang gewesen ist. „Oh Island in the Sun“ sang vor Jahren Harry Belafonte einmal. Ja, Baltrum war mein „Island in the sun“ geworden – eine bleibende Erfahrung. ■

Foto auf dieser Seite: Einar Mostad, „Beach vista“, Flickr



Kampf in der Einsamkeit

VON GEORG SPINDLER

Im südlichen Teil der Schweiz befindet sich das kleine Dorf Roveredo. Ein Ortskern und ein paar Häuser, die oben am Hang kleben, und irgendwo im tiefen Wald dann ein schmiedeeisernes Tor mit einem Holzschild – „Eremo Santa Croce. Bitte drei Mal klingeln und dann warten." Nach einem Moment der Stille hören wir Schritte. Eine hochgewachsene, graubärtige Gestalt im schwarzen Mönchsgewand zeigt sich am Tor, über der Stirn das schwarze Kopftuch mit dem roten Kreuz. Vater Gabriel lässt seine Besucher herein und verwandelt den Ort der Einsamkeit in einen Ort der Begegnung. Ganz offen erzählt er von seinen Erfahrungen als „Aussteiger".

Was geschieht, wenn sich ein Mensch freiwillig in extreme Einsamkeit begibt? Was erlebt ein Eremit in den endlosen Tagen und Nächten, in denen es, abgesehen von Arbeit, Gebet und Schriftlesung, keine Ablenkung gibt?

Für Vater Gabriel Bunge ist „aussteigen" vor allem eine Rückkehr zum Ursprung. Er ist keiner, der sich den Modetrends der Zeit unterwirft, er versucht vielmehr, unter dem Blickwinkel der Ewigkeit zu leben. Den Ursprung müsse man kennen, um in der Gegenwart bestehen zu können, meint Vater Gabriel. Die Nachfolge Christi, wenn man sie ganz ernst nimmt, bedeute immer, dass man „aussteigen" muss. Er selbst habe schon früh einen Ruf empfangen. Als er als junger Mensch wieder anfing, in die Kirche zu gehen, wurde einmal bei einem Gottesdienst das Evangelium vom reichen Jüngling gelesen. In diesem Augenblick hat der Kölner Arztsohn, der selbst Arzt werden wollte, schlagartig begriffen, dass dieser junge, reiche Mann er selbst war und dass sich dieses Wort des Evangeliums nicht anonym an die ganze Menschheit richtet, sondern an ihn und dass er eine Antwort geben musste. Er habe spontan „Ja" gesagt.

An seiner Berufung hat Pater Gabriel jedenfalls in den fast sechzig Jahren, die seither vergangen sind, nie gezweifelt. Die Frage, ob sein Leben nicht doch eine Flucht sei, erscheint ihm typisch westlich und modern. Der Mensch werde nicht mehr durch das definiert, was er ist, sondern durch das, was er tut oder hat. Jeder Mensch ist, was er ist, und muss nicht zusätzlich eine von der Allgemeinheit akzeptierte Existenzberechtigung vorweisen.

Von allen getrennt, mit allen vereint

2010 ist der vormals römisch-katholische Benediktinermönch in die Russische Orthodoxe Kirche übergetreten, wohnt aber weiterhin in seinem „Eremo" im Tessin. Vater Gabriel, ein großer Kenner ostkirchlicher und altkirchlicher Spiritualität, hat sich jahrzehntelang mit Evagrios Pontikos befasst, jenem Theologen unter den Eremiten, der im 4. Jahrhundert das Wesen des Eremitentums mit folgendem Wort zusammenfasste: „Von allen getrennt, dadurch aber mit allen vereint."

Vater Gabriel lebt diese Herausforderung. Er betont stets, dass ein Mensch, der sich von der Welt zurückzieht, keinesfalls Weltflucht begeht, sondern sich vielmehr durch diesen Schritt im Herzen der Kirche und damit der Menschheit wiederfindet. Das klingt paradox, aber jeder, der etwas genauer sehen möchte, muss sich auf Distanz begeben. Viele Dinge stellen sich in einem zurückgezogenen

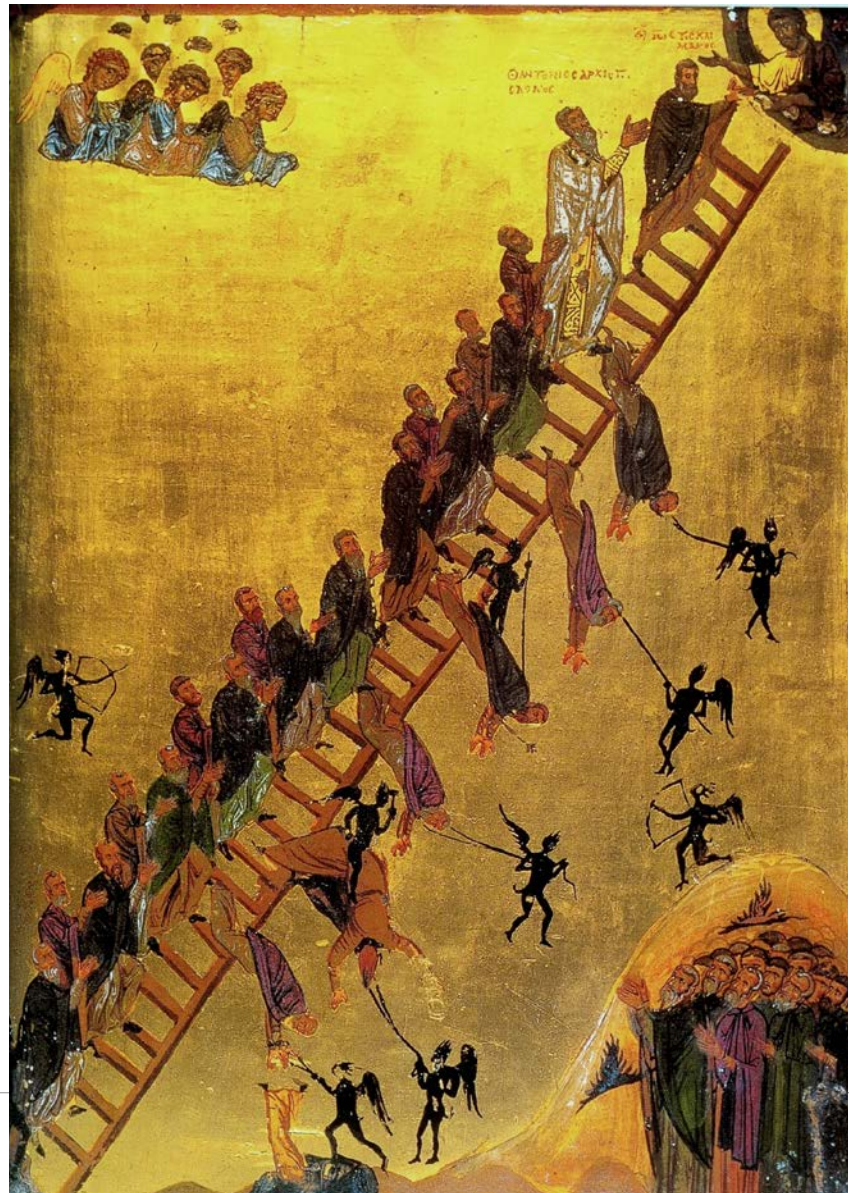


Bild: „Die Leiter des göttlichen Aufstiegs", Katharinenkloster, Sinai, 12. Jhd. Aus Wikipedia.

Leben viel deutlicher dar, im Positiven wie im Negativen.

Wenn Vater Gabriel vom „Negativen“ redet, dann meint er die „Dämonen“. Wo der persönliche Besitz und aller Kampf darum verschwunden ist, wo das „normale“ bürgerliche Leben mit seinen Ablenkungen keine Rolle mehr spielt, wo selbst die zwischenmenschlichen Kontakte auf ein Minimum reduziert sind, da bleiben nur mehr die „Gedanken“. Vater Gabriel weist darauf hin, dass „in der Welt“ die Dämonen gleichsam in Verkleidung an den anderweitig beschäftigten Menschen herantreten. In der Einsamkeit aber erscheinen sie nackt und unverstellt.

Wenn ein Mensch alleine lebt, dann werden diese Dinge klarer. „Wer in seiner Zelle lebt, den wird die Zelle alles lehren“, sagten die „alten Väter“, und die Wände der Zelle werden zu Spiegeln. In den zahllosen Tagen und vor allem Nächten der Einsamkeit kann es geschehen, dass einem Menschen schlagartig aufgeht, dass etwas oder vielleicht auch alles in seinem Leben grundsätzlich nicht in Ordnung ist. Jeder Eremit kennt diese furchtbaren inneren Kämpfe, in denen er meint, wehrlos dem Bösen ausgeliefert zu sein.

Seraphim von Sarow erzählte am Ende seines Lebens, er habe so gut wie alle Tage und Nächte in der Einsamkeit mit den Dämonen gerungen, und Vater Siluan, ein russischer Mönch vom Berg Athos, berichtete, wie oft er beinahe besiegt worden wäre. Die langen Nachtwachen der Mönche sind Auseinandersetzungen mit dem Bösen, „Nahkämpfe mit offenem Messer“, wie sie Vater Sofronij nannte, früher Maler und Dichter, jetzt Mönch auf dem Athos.

Wenige Menschen sind in diese radikale Form der Nachfolge als Mönche oder gar Eremiten berufen. In jedem Menschen aber gibt es einen „inneren Raum“, in dem er mit sich allein ist und in die verschiedensten Mächte miteinander ringen. Um diese Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse bestehen zu können, ist es oft nötig, in Stille und Gebet Abstand „zur Welt“ zu nehmen. Kann aber das Finden des eigenen „Ich“ ohne Auseinandersetzung mit den „Dämonen“ überhaupt möglich sein? Das Böse ist da, ob wir es anerkennen oder nicht. Stellen wir uns ihm – das ist die letzte und wesentliche Frage. ■

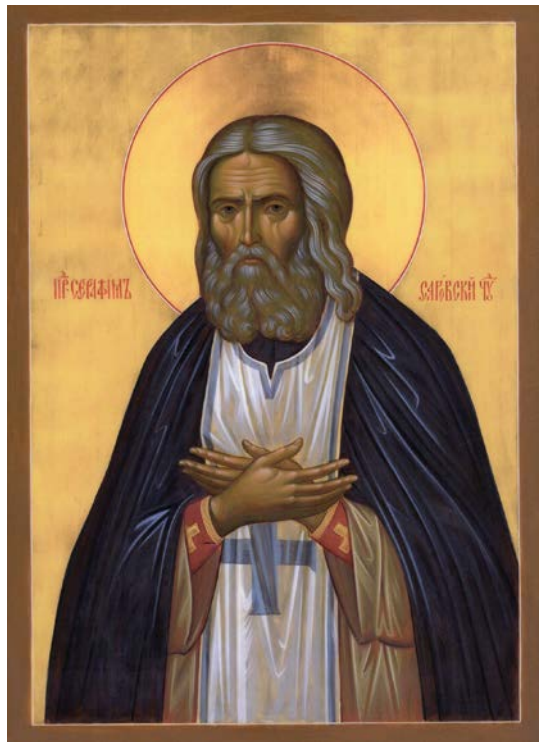


Bild: Russische Ikone des Seraphim von Sarow. Bild gegenüber: Ikone von Abraham, Sarah und den Besuchern. Hintergrundbild: Trevor Dobson, „Milky Way over Lake Clifton, Western Australia – 35mm Panorama“, Flicker.

Jutta Respondek ist Mitglied der Gemeinde Bonn

Vatertag und Mutterglück

Ein Sohn!

VON JUTTA RESPONDEK

Überglücklich und überwältigt von Dankbarkeit und tiefem Staunen hielt der Greis den Neugeborenen in seinen Armen, seinen Sohn, sein eigenes Fleisch und Blut, den lang ersehnten verheißenen Nachkommen, auf dem die große Zukunftshoffnung lag. Unfassbar, dass ihnen tatsächlich im hohen Alter noch dieses Kind geschenkt worden war! Sie hatten schon nicht mehr daran geglaubt, hatten mehr und mehr gezweifelt an den wiederholten Prophezeiungen und Vorhersagen und sie als ihre eigenen Wunschträume und Hirngespinste abgetan. Und nun war er da, der Sohn! Er, der Hochbetagte, hielt wirklich und wahrhaftig den von Gott Verheißenen in den Armen, seine größte Kostbarkeit!

Abraham blickte Sara an, die alte Frau neben ihm, sah ihren Stolz und ihre Freude und freute sich mit ihr. Wie hatte sie unter ihrer Kinderlosigkeit gelitten! Wie tief hatte es sie geschmerzt, dass der Sohn ihrer Magd der einzige Nachkomme ihres Mannes Abrahams sein sollte! Der Sohn, den sie wider alle menschliche Erfahrung geboren hatte, gab ihr Selbstachtung und Ansehen zurück.

Behutsam reichte Abraham ihr das Kind, legte es zurück in ihre greisen Hände, die es zärtlich umfingen und an ihrem Herzen bargen. Es war Nacht geworden; tiefes Schweigen umfing die beiden Alten in ihrem Glück. Sie setzten sich vor das Zelt, blickten hinauf in den unendlichen Sternenhimmel und dankten dem allmächtigen unsichtbaren Gott. Irgendwo in den endlosen Weiten des nächtlichen Firmaments musste Er wohnen, Er, der Ewige, Unbegreifliche, Er, der alles erschaffen hatte, Er, der Treue, der ihnen beiden Alten nun tatsächlich den versprochenen gemeinsamen Sohn geschenkt hatte.

Sie hatten es nicht glauben wollen, hatten gelacht über die absurde Verheißung und dennoch immer wieder darauf gehofft. Sollten sie denn kinderlos dahingehen, ihre Familie irgendwann ausgestorben und vergessen?! Trotz ihres Kummers und ihrer Enttäuschung hatten sie immer wieder ihr ganzes Vertrauen in den Allmächtigen und seine Verheißung gesetzt. Er hatte ihnen Segen in Fülle versprochen und Nachkommen, so zahlreich wie die Sterne am Himmel und die Sandkörner der Erde. Ein großes Volk solle aus Abraham hervorgehen. Wegen dieser göttlichen Zusage waren sie einst aufgebrochen, hatten alles aufgegeben und ihre Heimat verlassen, um in das ferne, unbekannte Land zu ziehen, wo sich die Verheißung erfüllen sollte. Dort hatte Gott sein Versprechen erneuert und bekräftigt und seinen Bund mit Abraham geschlossen. Doch sie blieben kinderlos und waren beide alt und verwelkt.

„Ich habe gelacht“, sagte Abraham zu Sara. „Als der Herr seinen Bund mit mir schloss und mir den Namen ‚Abraham‘ gab und mir sagte, aus dir, Sara, würden Völker hervorgehen und Könige über Völker sollten dir

entstammen, da habe ich gelacht. Ich konnte es mir nicht mehr vorstellen. Ich hoffte, dass wenigstens Ismael, der Sohn deiner Magd, am Leben bliebe. Aber ein Sohn von dir, der Greisin?! Darüber konnte ich nur noch lachen."

Sara lächelte still vor sich hin. Sie dachte an den Besuch der drei Fremden vor einem Jahr.

„Auch ich habe gelacht, damals, im Zelt bei den Eichen von Mamre", sagte sie. „Als die drei Fremden, die bei uns zu Gast waren, versprachen, in einem Jahr wiederzukommen, und wenn sie kämen, dann werde ich einen Sohn haben, da habe ich gelacht, erinnerst du dich? Ich habe es abgestritten, aber es stimmte, ich habe im Zelt vor mich hingelacht. Es war ja auch eine verrückte Vorstellung. In meinem Alter! Trotz Verheißung und bei allem Gottvertrauen, – ich hatte die Hoffnung aufgegeben. Die Zeiten, in denen ich hätte gebären können, waren längst vorbei."

Die beiden Alten lauschten in der Dunkelheit auf die Atemzüge des Kindes und drückten einander die Hand. Es war unglaublich und doch wahr. Sie lachten leise vor sich hin. „Wir werden ihn ‚Isaak' nennen, Er lacht", meinte Sara, und Abraham stimmte ihr zu. Der Name würde sie immer an die Verheißung und an Gottes Treue erinnern, an der sie gezweifelt hatten. Sie wussten jetzt: Gott hielt Sein Wort, und entgegen aller beschränkten menschlichen Einsicht und Erfahrung war für Ihn nichts unmöglich.

Sie wussten, dass der Segen des Höchsten auf ihrem Kind ruhte, und dass es ihnen geschenkt und sein Leben ihnen anvertraut war, damit eine große Verheißung sich an ihm erfülle. „Wir werden ihn hüten wie unseren Augapfel und vor jeder Gefahr bewahren", sagte Abraham, und Sara nickte in der Dunkelheit. „Er soll gesund und stark heranwachsen und wir werden ihn lehren, Gott den Höchsten zu fürchten und zu ehren, Ihm zu vertrauen und Ihm zu folgen."

Sie standen auf, um sich ins Zelt zu begeben und zur Ruhe zu legen. „Bald werden die drei Fremden wiederkommen", dachte Sara, bevor sie einschlief, und sie stellte sich vor, wie sie ihnen mit dem Kind entgegenging und voll Freude und Stolz verkündete: „Das ist Isaak, unser Sohn!"

Zu Gen 18,1-13; 21,1-8

Verheißung

VON CHRISTINE RUDERSHAUSEN

In dieses besondere Jahr,
das hinter uns liegt
und in die Zeit, die uns bevorsteht,
legst du, Ewige, deine Zusage:
Ich bin da.

In die Müdigkeit des Maskentragens
und in unsere desinfizierten Hände
legst du, Ewige, deine Zusage:
Ich bin da.

In die Verletzlichkeiten
an Leib und Seele
und in die Tränen der Einsamkeit
legst du, Ewige, deine Zusage:
Ich bin da.

In die Dünnhäutigkeit
unseres Gemüts
und in die Ungeduld unseres Herzens
legst du, Ewige, deine Zusage:
Ich bin da.

In die Zukunftsängste der Menschen
und in die Ohnmacht
der Verzweifelten
legst du, Ewige deine Zusage:
Ich bin da.

In den langen Atem derer,
die Sorge tragen
und in die Kraft der Helfenden
legst du, Ewige, deine Zusage:
Ich bin da.

In die Hoffnungshorizonte,
die uns am Leben halten
und in den weiten Raum dieser Erde,
in den du uns hineinstellst,
legst du, Ewige, deine Zusage:
Ich bin da.

Christine Rudershausen ist Mitglied der Gemeinde Wiesbaden

VON RAIMUND HEIDRICH

Die Botschaft des leeren Blattes

...oder: Leerwerden für Gott

Eine neue Botschaft für dich!
Eine neue Botschaft für mich?
Tatsächlich!
Ja, hier habe ich das Blatt
und überfliege es schon einmal flüchtig.
Aber da ist ja nichts.
Das Blatt ist leer.
Aber ich werde es aus Liebe zu Dir
mir noch einmal genau anschauen.

Ich versuche es gerade zum zweiten Mal,
drehe das Papier noch einmal um,
schaue von oben nach unten,
aber auch die Rückseite ist völlig leer.

Lass dir Zeit,
komm zur Ruhe.
Du wirst schon sehen.
Ruhe und Gelassenheit bringen dich weiter.

Ja, das Papier ist jetzt nicht mehr so abstoßend grau,
es leuchtet sogar etwas.
Und jetzt kommen tatsächlich ganz langsam
Buchstaben zum Vorschein.
In aller Klarheit und Schönheit füllt sich das ganze Blatt.
Voller Neugier versuche ich das strahlende Blatt zu lesen,
halte es gegen das Licht,
aber lesen kann ich die Botschaft nicht,
lesen nicht,
aber spüren,
spüren kann ich die Botschaft wohl.

Hintergrundfoto: Robert Couse-Baker, „blank page“, Flicker (überarbeitet von John Grantham)

Eingeladen bin ich,
ganz persönlich angesprochen.
Eine Botschaft, die mich meint,
die mich meint, so wie ich bin.
Leuchtkraft geht von dieser Botschaft aus,
Wohl-Wollen und Wohl-Klang,
Musik und Farbigkeit.
Klarheit und Eindeutigkeit schenkt sie mir
und Sinnhaftigkeit,
Geborgenheit und Gewissheit vom Angekommensein,
von Heimat und vom Zuhausesein,
von unendlicher Fülle.
Ich lasse das Blatt sinken,
bebend vor Freude.

Hast du die Botschaft nun lesen können?
Nein, ich konnte sie nicht lesen,
aber erfahren habe ich sie.
Ich habe die Botschaft erfahren und verstanden
in ihrer ganzen, unbeschreiblichen Fülle,
in ihrer ganzen Fülle habe ich sie erfahren,
in ihrer ganzen Fülle. ■

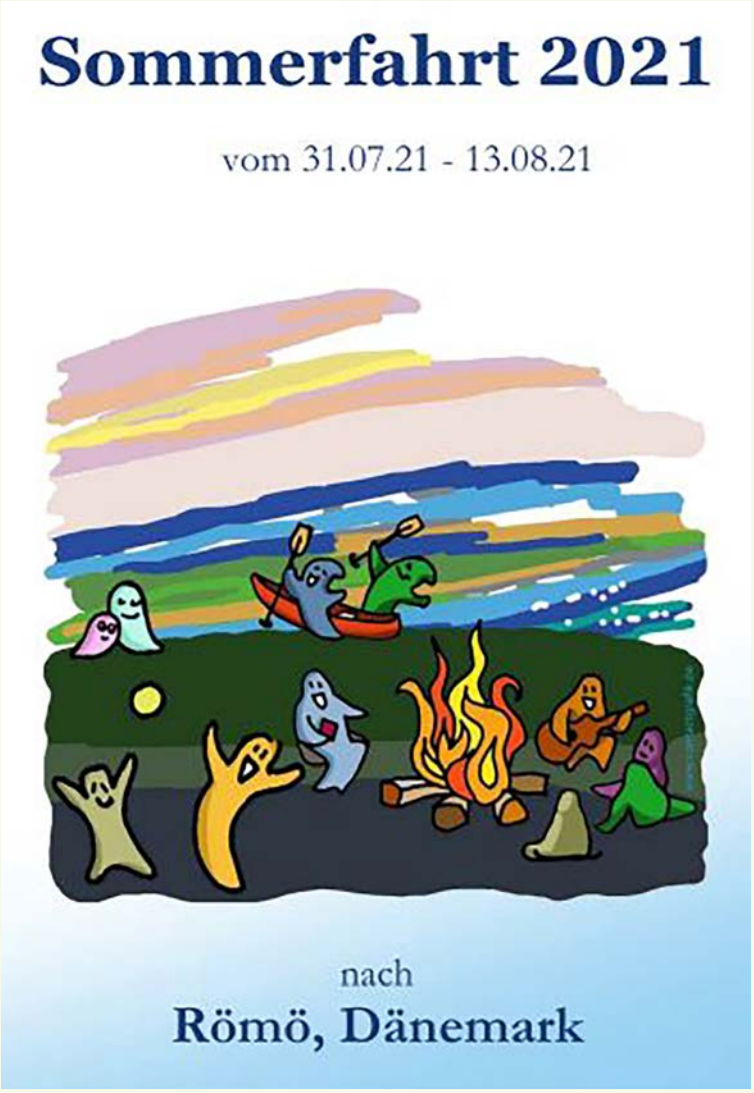
kurz & bündig

Sommerfahrt des baj nach Römö

Es geht dieses Jahr **vom 31.7. – 13.8.** nach Dänemark, auf die Insel Römö. Im Jugendlager der Nordschlesischen Kirche wollen wir zusammen mit euch zwei wunderschöne Wochen verbringen. Die traumhafte Lage unserer Unterkunft erlaubt uns viel Spaß und Action, egal ob beim Wandern, Fahrradfahren oder auf der großen Grünfläche am Haus. Auch das Meer und der Strand sind nur einen Katzensprung entfernt.

Wir möchten durch eine faire Preisgestaltung allen ab 12 Jahren die Möglichkeit geben, an der *baj*-Sommerfahrt teilzunehmen. Der kalkulierte Preis beträgt 299 €/p. P. Welcher Preis innerhalb eines Rahmens von 270 – 320 € als angemessen betrachtet wird und leistbar ist, entscheidet jeder individuell nach seinen persönlichen Möglichkeiten. Wir vertrauen darauf, dass jeder das rechte persönliche Maß findet.

Anmeldeschluss ist der 30.6.! Nähere Informationen und den Flyer mit dem Anmeldeformular gibt es bei:



→ **Timo Vocke**, Bistumsjugendseelsorger
Tel 0176/24 49 62 35
E-Mail baj.seelsorge@alt-katholisch.de
oder:
→ **Lukas Bundschuh**, Bistumsjugendleiter
Tel 0171/83 76 161
E-Mail baj@alt-katholisch.de

Summer Schools in alt-katholischer Theologie

Im Sommer 2021 wird das alt-katholische Seminar in Utrecht in den Niederlanden eine Online-Summer-School mit dem Thema „Alt-katholische Theologie in ihrem ökumenischen Kontext“ anbieten. Vom 4.-9. Juli bietet der Kurs eine knappe Einführung in die Theologie, Geschichte und Spiritualität der alt-katholischen Kirchen der Utrechter Union. Der Kurs wird gegeben von Fakultätsangehörigen des Alt-Katholischen Seminars in Utrecht.

Für Menschen, die ihre Kenntnisse in alt-katholischer Theologie vertiefen möchten, gibt es darüber hinaus einen neuen und detaillierten Kurs mit dem Titel: „Die Frühe Kirche als Ideal: alt-katholische Theologie über die Grundlagen hinaus“. In diesem Kurs vom 11.-16. Juli wird der zentrale Ursprung alt-katholischer Theologie, Glaube und Ordnung der Frühen Kirche, in thematischen und eingehenden fallbezogenen Seminaren erforscht. Wie kann eine moderne Kirche gleichzeitig so „traditionell“ sein? Diese augenscheinliche Spannung und dieses Paradoxon wird das Kernthema dieser intensiven Kurswoche sein.

Beide Kurse können kombiniert werden. Kurssprache ist Englisch.

→ Weitere Informationen zur Summer School 1 unter: https://tinyurl.com/oldcatholic
→ und zur Summer School 2 unter https://tinyurl.com/OCT-beyond-the-basics
→ oder kontaktieren Sie Rieneke Brand (rieneke.brand@okkn.nl).

Das Internationale Alt-Katholische-Forum lädt zum eForum ein

VON MARKUS LUND

Jedes Jahr lädt der *Verein Internationales Alt-Katholisches Laienforum* (VIAKL) als Träger zu einem Forum ein. Leider musste im Zuge der Pandemie im Jahr 2020 bereits das geplante Forum zum Dietrich-Bonhoeffer-Gedenkjahr ausfallen. Die Absage brachte uns auf die Idee, es einmal mit einem digitalen Treffen zu versuchen. Daraus entstand das „eForum". Uns gelang es seither, kontinuierlich eForen mit jeweils wechselnden Themen anzubieten, zu denen ein freier Austausch der Teilnehmerinnen und Teilnehmer stattfand. Zur Vorbereitung auf das jeweilige Thema eines eForums wird rechtzeitig vorher auf der Homepage ein Impulstext für die Veranstaltung eingestellt.

Wir möchten Sie alle, die Laien, die Ehrenamtlichen, die Hauptamtlichen, die Freunde der alt-katholischen Gemeinden und alle Interessierten, herzlich zu unseren weiteren eForen einladen, weil sich der Vorstand des VIAKL schweren Herzens dazu entschieden hat, nun auch das für dieses Jahr in Breklum geplante Forum nicht durchzuführen. Die momentane Planungsunsicherheit für ein internationales Forum ist zu groß. Deshalb werden wir weitere eForen anbieten.

Das nächste eForum findet am Freitag, 11. Juni, von 19:30 Uhr bis max. 21:00 Uhr zum Thema „Armut in unserer Zeit" statt. Alle weiteren Informationen dazu finden Sie auf der Homepage www.altkatholisches-forum.org.

Über ein einfaches Videokonferenzsystem können sich die Teilnehmenden zu einem Thema austauschen.

→ Konferenzraum:
https://meet.altkatholisches-forum.org/eForumAltkatholischesForum

Die Videokonferenz wird mit *Jitsi* durchgeführt. Das System ist sehr einfach: Benötigt wird der Link zur Konferenz, ein Webbrowser, Videokamera und Mikrofon. Es ist keine Registrierung nötig. Einfach zum angegebenen Datum auf den obigen Link klicken und schon sind Sie dabei! Sie können sich auch per Telefon einwählen und mitdiskutieren. Näheres dazu finden Sie auf der Homepage, wo auch ausführliche Erklärungen und alle Impulstexte zu finden sind. Herzlich willkommen beim eForum!

Saarbrücken

Interreligiöses Gebet zum Thema Glück

VON DAGMAR TRENZ

Nach einem Jahr der entbehrungsreichen Corona-Pandemie fällt es vielen Menschen schwer, optimistisch nach vorne zu blicken. In Saarbrücken entstand vor diesem Hintergrund die Idee, sich mit der „Suche nach dem Glück in besonderen Zeiten" zu beschäftigen und im April eine Aktionswoche ins Leben zu rufen, um Mut zu machen und den Zusammenhalt in der Stadtgesellschaft zu fördern. Die Schirmherrschaft für die Aktionswoche hatte der Oberbürgermeister übernommen.

65 kreative Veranstaltungen sind von verschiedenen Gruppen und Einrichtungen umgesetzt worden. Auch unsere alt-katholische Kirchengemeinde beteiligte sich an dem Event, organisierte und koordinierte ein „Interreligiöses Gebet zum Thema Glück", denn in allen Religionen spielt das Glück eine Rolle. Sechs Religionsgemeinschaften konnten wir gewinnen, die mit uns gemeinsam eine meditative Stunde für die Stadt gestalteten, die live im Internet übertragen wurde. Es beteiligten sich neben uns die Alevitische Gemeinde und Bahá´i-Gemeinde Saarland, die Buddhistische Gemeinschaft Zen-Dojo, die evangelische Kirchengemeinde Malstatt, die Türkisch-Islamische Gemeinde zu Saarbrücken (DITIB) und die

Synagogengemeinde Saar. Musikalisch umrahmt wurden die Gebete und Texte aus den Religionen durch Geige und Gitarre. Am Ende haben alle zusammen das „Gebet der Vereinten Nationen" gesprochen.

Auch wenn die Vorbereitung des Interreligiösen Gebetes in so kurzer Zeit viel Arbeit war, wurden unsere alt-katholische Konfession, unsere schöne Friedenskirche und unser Pfarrer Thomas Mayer durch die Beteiligung an dieser Aktionswoche schlagartig bekannter. Auf den neu gewonnenen ökumenischen und interreligiösen Kontakten können wir zukünftig aufbauen.

baf-Jahrestagung 2021

Aufbruch wagen

VON SABINE LAMPE IM NAMEN DES *BAF*-VORSTANDS

Nach einem Aufbruch sehnen wir uns wahrscheinlich alle zutiefst, danach, einen Aufbruch zu wagen aus diesen Zeiten der Corona-Pandemie. Schon 2020 für die Jubiläumsaktion „100 Jahre Frauensonntag“ hatten wir noch vor Corona dieses Thema geplant. Dann kam bekanntlich vieles anders, die Aktion musste ausfallen, aber das Thema „Aufbruch wagen“ bleibt aktueller denn je.

Somit greifen wir es für die diesjährige *baf*-Jahrestagung wieder auf. Wir laden alle interessierten Frauen ein, dem miteinander nachzugehen, auf ganz verschiedenen Ebenen unter ganz verschiedenen Aspekten. Einen Aufbruch wagen und schauen, was in uns steckt, was uns wirklich wichtig ist im Leben, was wir verändern möchten, wonach wir Ausschau halten, wo unser Sehnen und Suchen hingeht. Einen Aufbruch wagen und unserer Sehnsucht nach Visionen für Gemeinde und Kirche nachgehen, und einen Aufbruch wagen mit dem Blick auf einen notwendigen gesellschaftlichen Wandel und unseren Beitrag dazu.

Unser größter Wunsch ist, dass die diesjährige Jahrestagung vom 21.-24.10.2021 wieder in gewohnter Weise in Schmerlenbach stattfinden kann. Alle, die schon einmal bei einer Jahrestagung waren, wissen, dass dort Abstandhalten praktisch undenkbar ist. Unsere Jahrestagung lebt von Nähe, Singen, Musizieren, Tanzen, Lachen, Weinen und vielen Begegnungen, die mit Abstand und Einhalten von Hygieneregeln nicht vorstellbar sind. Somit hat sich der *baf*-Vorstand entschlossen, noch bis Anfang Juli abzuwarten und dann zu entscheiden, ob die Jahrestagung als Präsenzveranstaltung in Schmerlenbach oder wie schon 2020 als Online- Veranstaltung stattfinden wird.

Falls wir uns auch 2021 nur online zur Jahrestagung treffen können, werden wir einen Tag später, also am Freitag, dem 22.10, abends beginnen. Am Samstag wird es dann vormittags und nachmittags ein Angebot geben, und am Sonntagmorgen würden wir gemeinsam einen Online-Gottesdienst feiern. Alle Angebote werden jeweils ca. zwei Stunden dauern.

Falls wir die Jahrestagung nur online anbieten können, werden wir auch die Hauptversammlung online planen. Dafür haben wir schon einmal vorsichtshalber einen Extra-Termin festgelegt. Die Hauptversammlung würde dann am Sonntag, dem 3.10., um 18.00 Uhr stattfinden. Damit dieser Termin aber nicht zu anstrengend und trocken wird, plant der Vorstand noch einen kleinen bunten Abend. Frau darf gespannt sein. Treffen wir uns aber wie gewohnt zur Jahrestagung in Schmerlenbach, wird die Hauptversammlung natürlich dort stattfinden.

So bleibt es spannend. Bis Anfang Juli wird sich entscheiden, wie wir uns treffen werden, ganz persönlich oder im Netz. Auf jeden Fall sind wir dankbar, dass wir durch Corona viel gelernt und gewagt haben. Letztes Jahr im Frühjahr und Sommer konnten wir uns ein Onlinetreffen gar nicht vorstellen, jetzt haben wir uns ganz oft zu verschiedenen Themen online verbunden, uns gestärkt, uns ausgetauscht, miteinander gelacht und auch getrauert, eben das Leben geteilt. Das ist möglich, weil so viele wunderbare Frauen im *baf* gemeinsam unterwegs sind. Wir freuen uns auf euch und natürlich auch auf viele neue Frauen, bei der Jahrestagung, aber auch schon vorher beim nächsten Onlineangebot im Juni. ■

Solidarität von Menschen in der Gemeinde St. Martin in Dortmund mit verfolgten Menschen im Nordirak

Ashur-Projekt IRAK

VON ROBERT GESSMANN

Robert Geßmann ist Pfarrer der Gemeinde Dortmund

Zusammen mit der ökumenischen Hilfsorganisation *Hoffnungszeichen* und der irakischen Partnerorganisation *AASI* wollen wir Christen, Jesiden, Juden, kurz allen, die unsere Hilfe brauchen, helfen. Das soll geschehen durch die Übergabe von Nahrungsmitteln, darunter Reis, Nudeln, Tomatenpaste und Speiseöl, durch die Bereitstellung von Hygieneartikeln wie Desinfektionsmittel, Masken und Seifen und durch die Verteilung von Informationsmaterialien zur Aufklärung über Covid-19.

Solch eine Zusammenstellung, ein „Sack“ für eine Familie kostet, z. B. wenn sie fünfköpfig ist, im Monat 77 Euro. 120 Familien können am Projekt teilnehmen. Unsere Idee: Wir packen so viele Säcke à 77 Euro wie möglich!

Wir haben unser Projekt nach dem Präsidenten unserer irakischen Partnerorganisation, Ashur Eskrya, benannt. Am Osterfreitag ist er an Covid-19 gestorben. Sein Zeugnis als mutiger Christ soll für uns Auftrag und Maßstab sein. Er ruhe in Frieden!

Stimmen aus unserer Gemeinde zu diesem Projekt:

Reiner: In der jungen Kirche haben die Gemeinden für die arme Gemeinde in Jerusalem gesammelt, wir tun hier etwas Ähnliches.

Peter: Als ich las, wie es den Menschen in und um Aleppo ging, überfiel mich die Ohnmacht. Ich weiß sehr gut, wie gefährlich unsere Entwicklungshilfe oft war und welch unsinnigen Erscheinungsformen da zu Tage traten.

Robert: Trotz der vielfältigen Not hier bei uns vergessen wir jene nicht, die unter ganz anderen Lebensumständen ihren Alltag ohne Einkommen, ohne ausgebautes Gesundheitssystem, ohne Grundsicherung gestalten müssen.

Werner: Ich finde das Projekt wichtig, weil in der Corona-Pandemie der Blickwinkel tunnelartig geworden ist! Im Irak leiden Menschen, kämpfen jeden Tag um das Überleben, stehen vor dem Nichts.

Gudrun und Hans: Für uns ist sehr wichtig, dass bei dem Projekt auch Kurden unterstützt werden, weil das eine heimatlose, unbeschützte Volksgruppe ist.

Helga: Die Verbundenheit mit allen Menschen und Völkern auf diesem Planeten, sie war so spürbar bei der Vorstellung unseres Projektes durch Willi Olschewski.

Sabine: Mir ist wichtig, dass es eine Verbindung zu Menschen herstellt, die ich bislang nicht im Blick hatte oder die für mich nur in den Nachrichten vorkamen. Durch die Anregung im Gemeinde-Zoom und die daraus entstandenen Aktivitäten habe ich einen neuen Blick bekommen auf Geschwister in einem so anderen Teil der Welt, die unter schlimmen Umständen leben müssen. Sie sind nicht mehr nur Objekte der Fürbitte, sondern wir bemühen uns um konkrete Hilfe. Noch besser wäre es, wenn wir, in welcher Weise auch immer, in einen persönlichen Austausch kommen könnten. Dass es inzwischen viele Menschen gibt, die sich an dem Projekt beteiligen, freut mich immer wieder, wenn ich auf die Homepage schaue.

Wir bitten um Spenden für unser Projekt. Sie gehen ohne Abzüge direkt in den Irak:

- **Unser Spenden-Konto:**
  Pfarrgemeinde St. Martin
  Verwendungszweck Ashur-Projekt IRAK
  IBAN DE41 4405 0199 0101 0251 79
- **Homepage:**
  https://www.alt-katholisch.de/unsere-gemeinden/gemeinde-dortmund-startseite/stadtkrippe-2

Bremen

Es begann aus der Not heraus...

Folgen und Veränderungen, die uns die Pandemie brachte

VON MARKUS LUND

Es gab in unserer Bremer Gemeinde die Tradition, dass sich einige Interessierte gelegentlich in unregelmäßigen Abständen vor den Gottesdiensten zum sogenannten „Bibelteilen" trafen. In Bremen finden die Sonntagsgottesdienste um 17 Uhr statt, weil wir als Gäste einer evangelischen Kirchengemeinde nachmittags die Räume nutzen können. Im Bibelteilen wurden kleine Bibelstellen oder das Tagesevangelium besprochen. Durch die Pandemie war ab März 2020 neben dem Präsenzgottesdienst auch dieses Bibelteilen betroffen und zunächst nicht mehr möglich.

Not macht erfinderisch, und so verlegten wir dieses Treffen in die digitale Welt und es entstand in unserer Gemeinde unser „Bibelcafé" über Zoom, welches inzwischen ein fester und gut genutzter Bestandteil im Bremer Gemeindeleben geworden ist. Neben Bremer Gemeindemitgliedern nehmen auch Gemeindemitglieder aus Wilhelmshaven teil.

Jeden Dienstagabend um 19 Uhr startet unsere ehrenamtliche Diakonin, Elizabeth Dudley, das Bibelteilen über Zoom. Es finden sich für diese ca. 90 Minuten bis zu 16 Personen aus den Gemeinden ein, das Minimum waren neun Personen. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind teils ältere Gemeindemitglieder, die bei Bedarf vorab durch unsere Diakonin im Rahmen eines persönlichen Hausbesuches, natürlich unter coronakonformen Sicherheitsbedingungen mit Maske und Abstand, eine persönliche technische Einweisung und Hilfe oder über Telefon und PC einen entsprechenden Support erhalten haben.

Die gemeinsamen Abende laufen wie folgt ab: Eine Bibelstelle wird gemeinsam gelesen. Dann werden Sätze, die einem bedeutend erscheinen, die einen ansprechen oder die in uns Fragen aufwerfen, in die Runde gegeben, und anschließend sprechen wir miteinander darüber. Ohne die Beiträge in „richtig oder falsch" zu bewerten, teilen wir unsere Ansichten, unsere Meinungen und das eigene Verständnis und tauschen uns dazu aus. Jeder Abend ist irgendwie anders und daher auch in gewisser Weise (bedingt) spannend. Beendet wird der Abend mit dem gemeinsamen Gebet des Vaterunsers.

Sicherlich gab es anfänglich noch eine gewisse Distanz, die, bedingt durch das neue Medium und die neue Technik, uns allen eine Gewöhnungsphase abverlangte. Auch ist diese Art der Zusammenkunft nicht vergleichbar mit einem persönlichen Treffen, bei dem man sich in die Augen schauen und in physischen Kontakt treten kann, weil die „persönliche Nähe“ nicht vorhanden ist. Aber eine andere Art von Nähe hat sich herausgebildet, die uns als Gemeinde zusammenhält und uns beieinanderbleiben lässt. So ist dieses Zoom-Angebot eine sinnvolle und wichtige Ergänzung im Gemeindeleben und ein zusätzliches Angebot in dieser Zeit, in der nur Gottesdienste unter gesundheitlichen Sicherheitsauflagen stattfinden. ■

Der innere Übersetzer

Dr. Brigitte Fahr war bis zu ihrem Tod im Februar 2021 Mitglied der Gemeinde Karlsruhe

VON BRIGITTE FAHR

Auf einer Jahrestagung des *baf* (Bund alt-katholischer Frauen) hatte mir Dr. Brigitte Fahr gesagt, sie genieße diese Frauengottesdienste so sehr, weil sie da nicht immer den ‚inneren Übersetzer‘ einschalten müsse. Daraufhin bat ich sie Anfang des Jahres 2020, einen Artikel zu verfassen für eine geplante *Christen-heute*-Nummer mit dem Thema Liturgie. Nachdem das Thema des Heftes geändert wurde, entschieden wir, diesen Artikel für eine spätere Ausgabe aufzuheben, in die er besser passt. Ein paar Monate später teilte Brigitte Fahr mir mit, dass sie den Text noch einmal bearbeiten wolle, weil sich durch die Corona-Pandemie so vieles geändert habe und vielleicht nicht mehr alle Aspekte passen würden. Aufgrund ihrer Tätigkeit als Ärztin konnte sie sich im Frühjahr und Sommer 2020 die Zeit dazu nicht nehmen.

Am 1. Februar 2021 kam Brigitte Fahr durch einen tragischen Unfall ums Leben. Die Vorstandsfrauen des *baf* finden ihre Gedanken so wertvoll, dass sie sie der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen möchten. Wir sind der festen Überzeugung, dass dies in Brigittes Sinn geschieht.

Für den baf-*Vorstand*
Brigitte Glaab

GOTT ist natürlich kein Mann,
GOTT ist ein Geheimnis.
Wie schön, wie klar, wie einfach!

WIE FROH BIN ICH ÜBER solche und ähnliche Sätze unseres Pfarrers Markus Laibach; ich kann mich entspannen und weiß, dass ich schon in der richtigen Gemeinde gelandet bin.

Vor etwas mehr als zwei Jahren bin ich nach längerer Suche in die Alt-Katholische Kirche eingetreten, nachdem ich jahrzehntelang GOTT als ewigen Urgrund allen Seins vor allem in der Natur, in Pflanzen, Tieren und Menschen gespürt habe. Mit Hilfe vieler Bücher aus verschiedenen spirituellen, psychologischen und philosophischen Traditionen, sowie durch Workshops und Seminare habe ich im Laufe der Zeit eine inzwischen recht tragfähige innere Haltung zum Leben entwickelt.

Sehr wichtig ist mir auch die Meditation, die ich zunächst vor allem in buddhistischen Zusammenhängen praktiziert habe und inzwischen mit der WCCM *(The World Community for Christian Meditation)* verbinde.

Aus der Römisch-Katholischen Kirche war ich in der Studienzeit als feministische, weltoffene junge Frau aus vielen guten Gründen ausgetreten. Als Kind allerdings war ich sehr gern in unserer Römisch-Katholischen Kirche. Alles Heilige und auch das Schwierige in mir hat eine zutiefst christliche, katholische Prägung. Dieses Kind in mir also freut sich sehr, dass wir endlich wieder in die Kirche gehen.

Vor allem aber freut sich mein Innerstes darüber, dieses Aller-Innerste, das sich so nach Verbindung über das eigene kleine Ego hinaus, nach Gemeinschaft mit andern gesehnt hat. Und eben nicht nur mit meiner Frau, mit engen Freunden und Freundinnen, mit KollegInnen und Gleichgesinnten, sondern Gemeinschaft mit vielen ganz verschiedenen anderen Menschen, letztlich

Verbundenheit mit allen Menschen, mit allen Wesen, mit allem, was ist.

Ich liebe die ganze andächtige Stimmung im Gottesdienst, die Eucharistiefeier, das gemeinsame Singen, Sakramente, Salbungen und Segen. Das alles öffnet mein Herz, drückt Präsenz, Verbundenheit, Hoffnung und Zuversicht aus.

Ewig nur die alten Texte?

Dann aber in der gleichen andächtigen Stimmung die Lesungen aus der „Heiligen Schrift". Spätestens jetzt melden sich andere innere Anteile.

Ich kann doch unmöglich sanftmütig solche Texte anbeten. Mein Verstand springt an, die innere Übersetzerin hat reichlich zu arbeiten. Vater, Herr, Dominus, natürlich klar, alte Schriften, aber wie kommen wir aus diesem patriarchalen Denken jemals raus, wenn diese Schriften in alle Ewigkeit den Ton angeben? Schließlich ist genau dieses patriarchale Denken überall auf der Welt noch sehr virulent, an vielen Orten wird es gerade schlimmer und die religiösen Traditionen sind häufig mehr Teil des Problems als der Lösung.

Natürlich, ich weiß, spätestens bei der Predigt wird alles wieder gut. Auch die Fürbitten zeigen ja ganz deutlich den guten Geist und der Pfarrer streut immer wieder weibliche Gottesbilder ein, was so wichtig und beruhigend ist.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Natürlich weiß ich, dass die Bibel in vielerlei Hinsicht von unschätzbarem Wert, von zentraler kulturgeschichtlicher Bedeutung ist, und ich finde es zunehmend spannend, mich aus verschiedenen Richtungen den Testamenten zu nähern (z. B. Drewermann, Feministische Theologie, Richard Rohr, Bibliodrama und zur Zeit ein Podcast: „Unter Pfarrerstöchtern").

Ich begreife immer mehr, dass die archetypischen Geschichten der Bibel nach mündlicher Überlieferung und vielfachen Übersetzungen zum Teil extrem unterschiedliche Interpretationen zulassen, und kann mir vorstellen, dass sie eine unerschöpfliche Fundgrube für theologisch Fortgeschrittene sind. Und für viele langjährige KirchgängerInnen sind sie natürlich sehr vertraut und werden mit einem anderen Ohr gehört.

Aber erreichen diese Texte noch unmittelbar die Herzen anderer Menschen?

Und wenn ja, wieviele? Und in zehn, in zwanzig, in dreißig Jahren?

Leider ist auch das Credo inzwischen reichlich in die Jahre gekommen und hätte mich sicher von der Kirche ferngehalten, wenn mir nicht eine gute Freundin das brückenschlagende Buch „Credo" von Steindl-Rast empfohlen hätte.

Auch das „Vaterunser" wäre natürlich als „Vater-Mutter-unser" für mich viel runder.

Jetzt hör ich aber auf, es geht mir nicht nur um geschlechtergerechte Sprache.

Die Frohe Botschaft ist hochaktuell !

Es geht mir vor allem um die zentrale mystische, frohe Botschaft Jesu Christi, dass wir alle Gotteskinder sind, dass Gott in allen und allem ist, dass es darum geht, uns, das Leben und alle Wesen aus ganzem Herzen zu lieben und achtsam zu behandeln.

Diese Vertikale, das Reich Gottes, die ewige Gegenwart ist immer die tiefere Wahrheit, sie ist hochaktuell, radikal aufbrechend und zutiefst Frieden stiftend. Diese Wahrheit wird heute von immer mehr Menschen in verschiedenen Zusammenhängen geteilt. Im Internet bei globalen Umwelt- und Friedensinitiativen wird diese geistige Haltung gerade auch von jungen AktivistInnen betont.

Wie schön wäre es, wenn wieder mehr dieser Menschen die Kirche als Möglichkeit sehen könnten, Gemeinschaft zu spüren, Ruhe zu finden und bei der Eucharistiefeier Liebe und Frieden aufzutanken! Wie schön wäre es, wenn wir eine universellere Kommunikation hätten!

Wie wäre es also, im Gottesdienst die Leseordnung etwas zu lockern, mit schwerverdaulichen biblischen Texten sparsamer umzugehen?

Vielleicht wäre es eine Idee, in den Hauptgottesdienst am Sonntag neue Elemente einzubauen, die aufhorchen lassen. Ein Gestaltungspunkt „Spiritueller Impuls" könnte Bestandteil der Liturgie sein und Raum geben für kurze inspirierende Texte von neueren Propheten, von Mystikern aller Epochen, von Christen, von Buddhisten, von Sufis etc., z. B. Meister Eckhart, Hildegard von Bingen, Theresa von Avila, Rumi, Eckhart Tolle, Dorothee Sölle, Dietrich Bonhoeffer, Martin Buber, Richard Rohr, David Steindl-Rast, Thich Nhat Than, Laurence Freeman und viele andere.

Nicht viel Text, nur ganz kurz, Fingerzeige, Wegweiser. Die Botschaft aller Mystik ist letztlich doch sehr einfach und eher nonverbal zu verstehen.

Damit gäbe es auch in der Liturgie eine selbstverständliche Verbindung zu anderen spirituellen Traditionen und zu moderner Spiritualität außerhalb der kirchlichen Tradition.

Das Ewige im Fluss der Zeit

Die frohe Botschaft von Gottes Gegenwart in allem und allen bleibt immer gleich und drückt sich heute doch vielfach einfach anders aus. Begeistert bin ich von den alljährlichen Treffen der *baf*-Frauen, dem offenen Austausch, Tanzen und Singen und den bewegten, wunderschönen Eucharistiefeiern dort. Das ist wie eine Zukunftswerkstatt für die Kirche. So vieles ist schon lebendig und gemeinschaftlich umgesetzt. Ich hätte nicht gedacht, dass es das gibt und ausgerechnet bei alt-katholischen Frauen!

Überhaupt gibt es außerhalb der Liturgie sehr viel Aufbruch, Humor und Offenheit; bei uns in der Gemeinde sind die Gespräche im Kirchencafé und zahlreiche Veranstaltungen unter der Woche sehr anregend. Die „Nacht der Lichter" mit Taizé-Gesängen ist immer sehr ergreifend und die Queergottesdienste waren natürlich ein Meilenstein für mich. Auch *Christen heute* lese ich mit viel Vergnügen.

Ich finde diese Alt-Katholische Kirche menschlich einfach so angenehm, dass ich mir wünsche, dass ihr offener ‚moderner Geist' auch in der Liturgie des Sonntags-Gottesdienstes unmittelbarer sichtbar wird. Es wäre doch himmelschade, wenn dieser Geist am Ende ein Geheimnis, ein Geheimtipp für wenige bliebe. ■

Foto gegenüber: Rusty Sheriff, „Arrows", Flicker (überarbeitet von John Grantham)

Mission – ein belasteter Begriff

VON RUTH TUSCHLING

Historischer Rassismus in der Missionsarbeit

Bei der Gründung der Berliner Missionsgesellschaft 1824 wurde der Zweck der Gesellschaft folgendermaßen formuliert:

> *Durchdrungen von Mitleid mit dem jammervollen geistlichen Zustande und der daraus folgenden äußerlichen Entartung und Verwilderung der Millionen Heiden, welche mit uns auf der Erde leben und mit denen wir uns, trotz jener Entstellung des göttlichen Ebenbildes, stammverwandt fühlen; gegründet auf die Überzeugung, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, die daran glauben, und daß von demselben aus überreichliche Segnungen, im Geistlichen, wie im Leiblichen, auf uns herabgeflossen sind, findet sich die Gesellschaft angeregt, unseren entarteten Brüdern dies höchste Gut mitzutheilen, und dadurch den Willen des Herrn zu erfüllen, der noch heute durch sein Wort zu den Seinigen spricht: Gehet hin und lehret alle Völker.*

Ruth Tuschling ist Pfarrvikarin in der Gemeinde Berlin

Formulierungen wie „entarteten" entstammen einer damals weit verbreiteten Vorstellung einer Hierarchie der sogenannten menschlichen Rassen. Solche Vorstellungen wurden von Wissenschaftlern und Philosophen gleichermaßen vertreten. Zum Beispiel vertrat der Naturforscher Carl von Linné (+ 1778) die Meinung, es gebe mehr und weniger entwickelte Gattungen von Menschen. Der Philosoph Immanuel Kant (+ 1804) vertrat ähnliche Ansichten: „In den heißen Ländern reift der Mensch in allen Stücken früher, erreicht aber nicht die Vollkommenheit der temperierten Zonen. Die Menschheit ist in ihrer größten Vollkommenheit in der ‚race' der Weißen" (1757, Physische Geographie). Diese pseudowissenschaftliche „Rassenlehre" unterstützte Sklavenhaltung, Kolonialismus und eine missionarische Haltung gegenüber anderen Kulturen, als ob diese Menschen unmündige Kinder seien.

Es kam vor, dass Missionare durch ihre Begegnung mit anderen Kulturen zu positiveren Urteilen kamen, z. B. der Missionar Johannes Winter in Südafrika:

> *Ein Missionar, der die Meinung vertritt, daß die schwarze Rasse niemals in der Lage sein wird, in der christlichen Religion auf eigenen Beinen zu stehen, sondern für immer und ewig mit Händen und Füßen an die Stolen und Talare der Weißen gebunden sein müsse, hat entweder noch zu lernen, was echtes Christentum bedeute, oder er sollte besser ein für allemal den Versuch aufgeben, die schwarzen Heiden zu bekehren. Es ist der Angelpunkt christlicher Lehre, jeden Menschen frei und moralisch unabhängig zu machen.*

Leider blieb diese Haltung lange eine Minderheitenposition, und auch bei Winter darf man fragen, ob seine Gesprächspartner nicht schon vorher frei und moralisch unabhängig waren, nur eben (noch) nicht ChristInnen.

Als Beispiel für einen modernen Missionsbegriff sei das Dokument „Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt" zitiert:

> *Respekt für alle Menschen. Christen/innen sind sich bewusst, dass das Evangelium Kulturen sowohl hinterfragt als auch bereichert. Selbst wenn das Evangelium bestimmte Aspekte von Kulturen hinterfragt, sind Christen/innen dazu berufen, alle Menschen mit Respekt zu behandeln. Sie sind außerdem dazu berufen, Elemente in ihrer eigenen Kultur zu erkennen, die durch das Evangelium hinterfragt werden, und sich davor in Acht zu nehmen, anderen ihre eigenen spezifischen kulturellen Ausdrucksformen aufzuzwingen.*

Das Dokument ist 2011 von der Weltweiten Evangelischen Allianz, dem Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog und dem Ökumenischen Rat der Kirchen verabschiedet worden. Es ist beachtenswert, dass hier ausgedrückt wird, dass das Christentum alle Kulturen hinterfragt, auch die jeweils eigene.

Die Thesen von Dr. Harvey Kwiyani

In seinem Artikel *Mission after George Floyd. On white supremacy, colonialism and world Christianity (Journal of Theology and Mission,* Vol. 36, Issue 3) bringt Dr. Kwiyani folgende Argumente vor:

- Die Verbreitung des Christentums von Europa in andere Teile der Welt wurde durch rassistische Ideologien bestärkt – weiße Menschen sahen sich als besser als alle anderen und glaubten, die göttliche Vorsehung bestimme sie dazu, den Rest der Welt zu beherrschen, zu zivilisieren und zu christianisieren. Das bedeutet, dass der Begriff Mission von Anfang an mit Rassismus behaftet war.
- Unser Missionsbegriff bleibt immer noch darin gefangen: Z. B. sind britische ChristInnen, die in Uganda Englisch unterrichten, Missionare, während ugandische KrankenpflegerInnen, die in britischen Krankenhäusern arbeiten, MigrantInnen sind.
- Die gegenwärtige Dominanz der westlichen Missionsgesellschaften spiegelt nicht die wahren Verhältnisse im globalen Christentum wider (nur ca. ein Drittel aller Christen sind weiße EuropäerInnen). In einer Welt ohne Rassismus würden die meisten westlichen Missionsgesellschaften von LateinamerikanerInnen, AfrikanerInnen oder AsiatInnen geleitet, was erfolgreicher und auch der *Missio Dei* treuer wäre.
- Die Bewegung *Black Lives Matter* bietet eine Kritik des Systems, an deren Entstehung das Christentum maßgeblich beteiligt

war. Die Kirche muss zuhören. Sie muss reflektieren und dann praktische Schritte unternehmen, um sich zu ändern.

Alt-Katholische Mission?

Die Alt-Katholische Kirche wird sich anlässlich ihres 150-jährigen Bestehens bistumsweit mit Zukunftsthemen beschäftigen, im nächsten Jahr mit dem Thema Mission. Ein guter Zeitpunkt also für Alt-KatholikInnen jetzt schon darüber nachzudenken. Hier ein paar Fragen:

- Als kleine Kirche haben wir zumindest in Hinsicht auf die Mission (generell leider sehr wohl) keine rassistische Geschichte aufzuarbeiten wie die Großkirchen, weil wir uns diesbezüglich bisher eher auf diese verlassen haben. Wenn wir als Alt-KatholikInnen an Mission denken, wohin richtet sich unser Augenmerk? Auf Menschen im *Global South* oder auf Menschen, die hier in Deutschland leben?
- Wozu sollte es neben römisch-katholischer und evangelischer Mission spezifische alt-katholische Missionsunternehmungen geben? Was ist unser Alleinstellungsmerkmal?
- Da wir keine SpezialistInnen unter den hauptamtlichen Geistlichen haben, wer soll missionieren? Wie könnten sie geschult werden?
- Bischof Antonio Ablón und June Yanez von der Unabhängigen Philippinischen Kirche befinden sich hier in Deutschland. Wie könnten wir sie mit breiterer Wirkung im Bistum missionarisch einsetzen? Das Beispiel einer verfolgten Kirche kann ja den Glauben von alt-katholischen ChristInnen stärken. Auch wir können von Mission profitieren: Mission ist nicht nur für „die dort drüben."
- Wie könnte jedeR Einzelne das eigene Gebetsleben so vertiefen, dass unsere Gottesliebe ausstrahlt und andere neugierig macht? Wir wollen ja nicht Unwilligen Überflüssiges andrehen, sondern Suchenden zu dem helfen, was ihr Herz begehrt. Und bei aller Bescheidenheit und Wissen um die eigene Fehlbarkeit: Was man selbst nicht hat, kann man auch nicht teilen. ■

Ein Kommentar

VON TARA MÉITÉ

Tara Méité ist Mitglied der Gemeinde Berlin

Carl von Linné, Immanuel Kant und viele geschätzte Denker*innen, die unser Wissen und unser Verständnis der Welt geprägt haben, ließen sich hier einreihen. Beispielsweise Hannah Arendt. Die von Arendt unterstellte „Verführung" der kolonialisierten Stämme, welche die Vernichtungsgewalt der Europäer*innen selbstverschuldet evoziert haben soll, reiht sich in frühere christliche Debatten ein.

Den europäischen Christ*innen im 15. und 16. Jahrhundert ging es zwar um das Menschsein, also darum, ob im Körper eines nicht-europäischen Menschen eine vernunftbegabte Seele vorhanden ist oder nicht. Die Konsequenzen waren jedoch ähnlich: Die als unterlegen klassifizierten Menschen durften versklavt sowie „zu Ehren und zur Anbetung unseres Heilands [...] bei lebendigem Leibe" verbrannt werden. Dass Papst Paul III. entschied, dass es sich bei den Einwohner*innen Nord- und Südamerikas um vernunftbegabte Menschen mit Recht auf Freiheit handele und verdeutlichte, dass die Sklavenhalter „nichts anderes begehrten, als ihre Habsucht zu befriedigen", legte den Grundstein für die Missionsarbeit.

Diese Feststellung verdrängte jedoch nicht die weiterhin bestehende Annahme der Unterlegenheit nicht-europäischer Menschen, wie Ruths Ausführungen unbewusster Rassismen verdeutlichen. Übrigens: Während Europäer*innen lange debattierten, ob die Einwohner*innen Amerikas eine Seele besitzen, fragten diese sich, ob Europäer*innen einen Körper haben.

Einen Perspektivwechsel vorzunehmen und Mission, wie wir sie bisher begreifen, neu zu denken, kann ein hilfreicher Schritt für die Selbstverortung von Christ*innen sein, die sich von den rassistischen Ideologien unserer Vordenker*innen emanzipieren möchten. ■

Coronageschützt

VON JUTTA RESPONDEK

isoliert
auf Abstand gehalten
unumarmt

keine aufgelegte Hand
keine zärtliche Berührung
keine tröstende Nähe

allein mit Ängsten und Sorgen
mit quälender Einsamkeit
mit schmerzender Sehnsucht nach
dem fehlenden Du

ungeschützt die Seele
ungeborgen der Mensch
in seinem geschützten Leib

wie können wir heil werden
wenn wir genesen
außer in liebenden Händen...? ■

Kevin allein zuhaus

Oder: Corona und der Appetit

GLOSSE VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Eigentlich bin ich ja keine Anhängerin von Verschwörungstheorien. Aber angesichts eines Artikels in unserem lokalen Anzeigenblättchen mit der Überschrift „Den Lockdown versüßen" habe ich nun auch eine im Gepäck. So heißt es: „Die Pandemie lässt offenbar den Appetit auf Süßwaren steigen: 10.400 Tonnen wurden 2020 im Kreis Minden-Lübbecke verspeist. Ein deutliches Plus." Das hat ein Schlawiner ausgerechnet anhand der Statistik der Gewerkschaft NGG (Nahrung-Genuss-Gaststätten) bzw. des Bundesverbandes der Deutschen Süßwarenindustrie.

Demnach stieg im ersten Corona-Jahr 2020 der deutschlandweite Verbrauch süßer und salziger Snacks um 2,6 Prozent auf durchschnittlich 33,4 Kilogramm pro Kopf. Also nochmal zum Mitschreiben: 33,4 Kilo Kuchen, Schokolade, Salzstangen, Chips und Erdnüsse in einem Jahr geteilt durch 366 Tage (2020 = Schaltjahr) macht rund 91 Gramm täglich. Wenn ich die 33,4 Kilo pro Kopf und Jahr in Kalorien von Süßem und Salzigem umrechne, komme ich auf durchschnittlich 456 überflüssige Kalorien täglich, vom Säugling bis zum Greis. Na, da wird wohl bei etlichen die Waage zu Silvester gekracht haben!

Dieses blöde Corona mit Einsamkeitsfrust, Ausgehverbot und mangelnder Betätigung dank geschlossener Fitnessbuden sitzt uns jetzt auf den Hüften. Und ab 40 wird Mann und Frau das Hüftgold so schlecht wieder los, der Stoffwechsel in der Midlife-Crisis lässt grüßen.

Wer hat uns das eingebrockt?! Wer zieht unsere Hände magisch in die Chipstüte und zum Kuchen oder zur Schokoladentafel, wenn wir tagein, tagaus einsam, gestresst und dumpf in die Flimmerkiste oder den *YouTube*-Kanal glotzen, um unsere unfrohen Mienen aufzuhellen?

Ich hab's: Meine Verschwörungstheorie lautet, die Süß- und Salzwarenindustrie hat Corona von den Chinesen gekauft, um ihren Umsatz zu steigern. Sie ist die Einzige, die vom weltweiten Virus-Lockdown und -generve profitiert. Die Frage aber, warum es uns nicht so zu Radieschen, Möhrchen und Salatblättchen zieht, kann ich aus eigener Anschauung nur folgendermaßen rechtfertigen: Wir sind eben keine Kaninchen, sonst hätten wir lange Löffel. Und die Hersteller von Kuchen & Co. machen sich das schändlich zunutze. Um nicht zu sagen: Kalorien sind diese kleinen Tierchen, die nachts im Schrank die Kleider enger nähen... ■

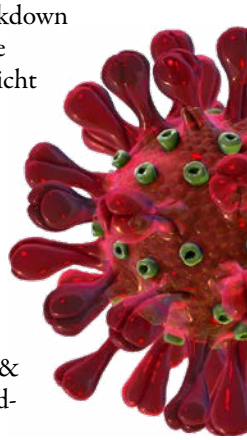


Foto: grace a, „Cheddar Sweets", Flickr (überarbeitet von John Grantham). Hintergrundbild unten: Quinn Dombrowski, „Atypical welcome", Flickr.

Eine Meditation zu den Sprachen der Bibel

Die Sprachen Gottes

VON RAIMUND HEIDRICH

Früher dachte ich immer, dass Du,
mein Gott, Lateinisch sprichst.
Jetzt sagt man mir,
dass Du Griechisch, Hebräisch
und Aramäisch
noch besser kannst,
denn die Bibel ist in diesen
alten Sprachen abgefasst.
Sprichst Du eigentlich kein Deutsch?

Dein Gott bin ich.
Nicht nur Lateinisch und Griechisch,
nicht nur Hebräisch
und Aramäisch spreche ich,
nicht nur Englisch und Russisch,
nicht nur Spanisch und Chinesisch.
Durch Hunderte und Aberhunderte
von Übersetzungen
der Bibel hindurch
spreche ich zu allen Menschen
in all ihren Muttersprachen,
so auch zu dir.
Ich spreche deine Sprache,
deinen Dialekt,
drücke mich so aus,
dass auch du mich verstehst.
Ich spreche dich ganz persönlich an
und warte auf deine Antwort.

Mein Gott,
gib mir wache Ohren,
um Dein Wort zu hören,
ein liebendes Herz
und gläubige Vernunft,
um Dein Wort zu verstehen,
Mut und Konsequenz,
um Deinem Wort zu folgen,
damit mein Leben erfüllt ist
von Sinn und Glück,
Richtung hat und ein ewiges Ziel. ■

Tomáš Halík. *Die Zeit der leeren Kirchen: Von der Krise zur Vertiefung des Glaubens.* Herder-Verlag, 208 Seiten. ISBN 978-3451389948. 20 Euro, Kindle 15,99 Euro.

VON SEBASTIAN WATZEK

Mit dem Beginn der österlichen Busszeit im vorigen Jahr war es in der Salvatorkirche der Akademischen Gemeinde in Prag nicht mehr möglich, gemeinsam Gottesdienst zu feiern. Da für den tschechischen Soziologen, Religionsphilosophen, römisch-katholischen Priester und langjährigen Pfarrer der Akademischen Gemeinde, Tomáš Halík, „zur realen Anwesenheit Christi in der Eucharistie die reale Anwesenheit von Gläubigen um den Tisch des heiligen Mahles" gehöre (S.10), hat er als Alternative allein in der Salvatorkirche vor einer Kamera Predigten gehalten, die die Akademische Gemeinde und viele Christen aus anderen Gemeinden und Kirchen über den Zeitraum von Aschermittwoch bis Pfingstsonntag begleitet haben.

Der Zyklus dieser insgesamt 18 Predigten und Betrachtungen für die Sonn- und Feiertage der österlichen Bußzeit und des österlichen Festkreises ist in dem Buch wiedergegeben – eingeleitet durch Kohelet 3,1-8 (Es gibt für alles eine Zeit) und ein etwas ausführlicheres Vorwort über „Die Zeit der Heimsuchung". Obwohl die Ansprachen nun gut ein Jahr alt sind, haben sie nichts von ihr Aktualität für uns heute verloren. Im Gegenteil: Manche Anfragen und Analysen Halíks sind noch aktueller und dringlicher denn je!

Leere Kirchen als prophetisches Warnzeichen

Der Autor nimmt die leeren und geschlossenen Kirchen des Frühjahrs 2020 sehr ernst und nutzt die Gelegenheit, intensiv darüber nachzudenken und sich verschiedene Fragen zu stellen: Was bedeutet denn die Corona-Pandemie für die Kirchen? Was heißt es, in dieser Zeit Christ/in zu sein, wo viele gewohnte Ausdrucksformen des (gemeinsamen) Glaubens wie gemeinsame Eucharistiefeiern oder Treffen nicht möglich sind? Welche Auswirkungen könnte die Corona-Pandemie generell auf die Kirchen haben? Aus diesem Grund lehnt Halík viele digitale Formate oder andere Aktionen ab (Segnung von Städten mit einer Monstranz vom Flugzeug aus), die für ihn – auch etwas hart formuliert – Zeichen eines religiösen Konsums und Herunterfeierns, eine „Flucht zu billigen Ersatzmitteln" (S.49) darstellen. Hierbei bezieht sich Halík öfters explizit auf die Römisch-Katholische Kirche und auf die kommunistische Vergangenheit sowie die gegenwärtige säkulare und überwiegend atheistische Gesellschaft in der Tschechischen Republik.

Indem Halík die Leere der geschlossenen Kirchen sowie das eucharistische Fasten an sich heranlässt und beide mit dem Ruf Jesu zur Umkehr *(metanoia)* am Beginn der österlichen Bußzeit verbindet, gelangt er zu sehr starken und aussagekräftigen Bildern: Diese Zeit der leeren Kirchen und verhüllten Bilder wird so für ihn zu einer „göttlichen Pädagogik" (S.10), zu einem wahrhaft prophetischen Warnzeichen: „Wenn unsere Kirche und unsere Frömmigkeit nicht eine Reform durchgehen, eine Umkehr, eine Vertiefung, werden bald viele Kirchen gänzlich leer und geschlossen sein" (S.48).

Populismus, Fundamentalismus und andere Gefahren

Mit dem wachen Blick eines Soziologen macht er mehrere Gefahren aus, die im Zuge der Corona-Pandemie entstehen könnten und die für ihn noch gefährlicher sind. Dies ist vor allem das Suchen nach einfachen und verkürzten Antworten – sei es in der Kirche oder in der Gesellschaft: religiöser Fundamentalismus, der seine eigene Rachsucht und seinen Hass auf Gott projiziert und ihn als strafenden Richtergott die Menschen bestrafen lässt, die man selbst verurteilt; jegliche Art von Populismus, Nationalismus, Xenophobie, *Fake News* und Verschwörungstheorien. All diese Strömungen schüren nur mehr Chaos, Panik und Aberglauben, schaffen eine Atmosphäre der Angst und Unsicherheit.

Und genau hier sieht der Autor seine römische Kirche am Scheideweg: „Die Situation der katholischen Kirche in der Welt erinnert stark an die Zeit kurz vor der Reformation, vor dem westlichen Schisma" (S. 14). Er hat in Tschechien erlebt, dass viele Menschen Atheisten geworden sind und die Kirchen verlassen haben, „weil sie den Glauben ernster nehmen, als sie ihm in den Kirchen begegnet sind" (S.14). Die Kirche hatte keine Antworten auf die Fragen dieser Menschen. Und welche Antworten hat sie denn auf die durch Corona aufgeworfenen Fragen und Nöte? Braucht es die Kirchen überhaupt noch oder haben sie ihre gesellschaftliche Relevanz schon längst verloren?

Sebastian Watzek ist Pfarrer der Gemeinde Kempten

Zeit für eine kirchliche Transformation und für Reformen

Bei der Beantwortung dieser Fragen denkt Tomáš Halík oftmals sehr radikal, was für mich die absolute Stärke dieses Buches ist. Manchmal bewegt er sich da meinem Geschmack nach noch etwas zu sehr im römisch-katholischen System und Denken, aber er weist Richtungen auf, die man selbst weiterdenken kann. Die Herausforderung besteht für ihn darin, dass es in einer so komplexen Situation keine fertigen Antworten geben kann: „Auf viele Fragen haben wir keine Antworten, wir müssen sie mit den Suchenden suchen" (S.158). Viele Kirchen haben aber in der Vergangenheit (vielleicht) zu viele Antworten und Ratschläge an die Hand gegeben.

Dies funktioniert nun aber längst nicht mehr. Und vielleicht sind da die gegenwärtige „religiöse Krise und Erschütterungen der religiösen Institutionen eine Sternstunde für den Glauben" (S.61), der höchstwahrscheinlich ganz neue Formen von Kirchen und kirchlichem Leben benötigen wird: „Vielleicht zeigen die geschlossenen Kirchen während der Pandemie eine nahe Zukunft, in der eine Form des Christentums untergehen wird [...].

Was wird die bisherige Form der Kirche ersetzen?“ (S.48). Nicht umsonst spielt der Autor in einer seiner Ansprachen auf die Situation des Judentums nach der Zerstörung des Zweiten Tempels 70 n. Chr. an. Es könnte sein, dass sich auch das Christentum radikal neu erfinden und definieren muss. Diese „Zeit für eine Transformation der Religion und die Zeit für die Reform der Kirche“ (S.61) könnte uns dazu bringen, vieles Gewohnte und in der Tradition Überlieferte zu überdenken. Halíks Anstöße aufgreifend und etwas weiterführend könnten dies sein:

- Eine viel engere ökumenische Kirchengemeinschaft, als wir sie bis jetzt haben. Warum sollten verschiedene Gemeinden nicht zusammen feiern und leben können? Dieselben Kirchen oder Orte benutzen? Warum werden Stellen nicht ökumenisch ausgeschrieben?
- Es kann sein, dass die Zeit des Weihepriestertums und der Orden vorbei ist. Wie könnten wir da – vor allem in der katholischen, anglikanischen und orthodoxen Tradition – über eine neue kirchliche Form nachdenken? Könnte es wieder eher zu der Form der Hauskirchen und kleinen Gruppen hingehen?
- Wo müsste an Strukturen, Ämtern, Traditionen, Sakramenten, … etwas absterben oder erweitert, ergänzt, umgeformt werden, um zu einer „neuen, tieferen, authentischeren Form des Christentums“ (S.62) zu gelangen?
- Wo könnten neue Formen und Angebote im Gemeindeleben entstehen? „Der übliche Betrieb in den Pfarrgemeinden – das Angebot der Sonntagsmesse – reicht in der heutigen Zeit nicht mehr aus“ (S.129).

Tomáš Halík gibt nicht nur radikale und meiner Meinung nach wichtige Anstöße, sondern er macht auch Mut, indem er diese Fragen mit Ostern, der Auferweckung Jesu als einer *Resurrectio continua* (fortlaufenden Auferstehung) verbindet: „Die Auferstehung ist keine Rückkehr zu etwas, das war, sondern sie ist eine radikale Verwandlung“ (S.76). So müssen für ihn auch der Glaube, die Kirche sterben und von den Toten auferstehen, damit sie tatsächlich ein christlicher Glaube und ein wahrhaftiges Christentum sein können. Deswegen sind die Corona-Pandemie und die leeren Kirchen eine Chance und eine Herausforderung: „So könnte es bald mit der Kirche enden, falls sie nicht eine tiefe Verwandlung, einen Tod und eine Auferstehung durchläuft, falls sie nicht den Mut haben wird, viele Dinge sterben zu lassen, damit das Neue, Erneuerte zum Leben auferstehen kann“ (S.78).

Die Akademische Gemeinde Prag – Beispiel für die Zukunft?

Wie so eine Zukunft der Kirche in Teilen aussehen könnte, macht Halík immer mal wieder an seiner eigenen Universitätsgemeinde deutlich. Obwohl die Lage der Römisch-Katholischen Kirche in Tschechien nicht sehr gut und Prag die säkularste Hauptstadt Europas ist, verzeichnet die Hochschulgemeinde seit 30 Jahren laut ihrem langjährigen Pfarrer Tausende von Taufen und Wiedereintritten. Zudem ist sie ökumenisch und interreligiös ausgerichtet.

Die Vitalität dieser Pfarrgemeinde besteht nach ihrem langjährigen Pfarrer aus drei Pfeilern: „Erstens die Pflege eines durchdachten Glaubens, der fähig ist, einen intellektuellen Dialog mit einer vorwiegend agnostischen, „apatheistischen“ [= *Menschen, die gleichgültig gegenüber Religion sind, so wie sie sich sie vorstellen oder wie sie ihnen begegnete*], antiklerikalen (jedoch nicht atheistischen) Gesellschaft zu führen, zweitens die Pflege eines beständigen persönlichen geistlichen Wachstums, die Kultur eines kontemplativen Zugangs zum Leben und drittens die Pflege des Engagements von Christen in einer bürgerlichen Gesellschaft“ (S.7). Vor allem den zweiten Pfeiler hat Tomáš Halík hier als den entscheidenden erfahren.

Wie wir als Kirchen, als *communio viatorum* (Weggemeinschaft) unterwegs sein werden, zu welchem modernen Galiläa uns heute der lebendige Christus als seine Jüngerinnen und Jünger senden würde, wo und in welcher Form des Christentums wir ihm als dem lebendigen Christus begegnen könnten, bleibt uns überlassen und wird die Zeit zeigen. Dennoch täten wir meiner Ansicht nach sehr gut daran, den radikalen Anfragen von Tomáš Halík Gehör zu schenken! Deswegen eine unbedingte Leseempfehlung von meiner Seite. ■

Maximilian Kalleder (Hg.), *Und ihr, für wen haltet ihr mich? 100 + 1 Antworten auf die Frage Jesu,* morgenroth media; 19,95 Euro.

VON GERHARD RUISCH

Im 16. Kapitel des Matthäusevangeliums erkundigt sich Jesus, für wen die Menschen ihn halten. Seine Jüngerinnen und Jünger nennen ihm so einige Meinungen, die im Umlauf sind. Daraufhin fragt Jesus sie: „Und ihr, für wen haltet ihr mich?“ (Mt 16,15). Petrus antwortet darauf: „Du bist Christus, der versprochene Retter, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Eigentlich schade, dass er gleich mit einer solchen quasi kirchenamtlichen Antwort vorprescht, die alle anderen zum Verstummen bringt. Ich hätte schon gerne gehört, was die anderen Jüngerinnen und Jünger zu sagen gehabt hätten. Es wären wohl lauter verschiedene Antworten gewesen.

Maximilian Kalleder hat diese Frage fast 500 mehr oder weniger bekannten Personen gestellt, Menschen mit ganz verschiedenen Hintergründen, keineswegs nur Christinnen und Christen, vielleicht ein bisschen bayernlastig. Die sehr unterschiedlichen und vielfältigen Antworten von 100 von ihnen, meist von lebenden Personen, aber auch von Persönlichkeiten der Geschichte (Einstein, Napoleon), hat er in diesem Buch gesammelt und jeweils eine Kurzbiografie danebengestellt. Eine Person davon ist alt-katholisch. Die 101. Antwort können die Lesenden ergänzen. Eine anregende Lektüre. ■

Viele Reaktionen per E-Mail und Telefon und auch eine lange Reihe von Leserinnen- und Leserbriefen erreichte uns zu den beiden Fotos von Priesterinnen mit Kollar auf der Titelseite und auf S. 3 der Mai-Ausgabe zum 25-jährigen Jubiläum der Weihe der ersten beiden Priesterinnen unseres Bistums. Da die Argumentation sich wiederholt, drucken wir hier exemplarisch vier Leser(innen)briefe ab.

ÜBER DIE BEIDEN BILDER DER Frauen im Kollar bin ich entsetzt. Ich frage mich, wer das ist. Was haben sie mit uns und unserer Kirche zu tun? Mein Unverständnis wird noch größer, wenn ich sehe, dass die Bilder Internetseiten von Shops im Ausland entnommen sind, die mit liturgischer Kleidung handeln. Models also? Keine tatsächlichen Priesterinnen? Gestylt und werbewirksam präsentiert? Ich weiß es nicht, aber der Gedanke drängt sich auf.

Dass dem äußeren Erkennungsmerkmal „Priesterkleidung" in Form des Kollars eine so große Bedeutung beigemessen wird, irritiert mich auch in anderen Zusammenhängen. Ich kann mich nicht wiederfinden in der Idee, wir müssten sofort an der Kleidung als Priesterinnen erkennbar sein und damit unseren „Stand" demonstrieren oder unsere Bereitschaft, ansprechbar zu sein. Ein Priesterkragen kann auch Kontakt verhindern, weil er für manche (gar viele?) Menschen Distanz schafft. Meine Rolle in der Gemeinde oder in der Ökumene ist nicht abhängig von der Kleidung, die ich trage. Ich weiß, dass es dazu völlig konträre Meinungen gibt. Ich weiß, dass es in anderen Ländern andere Gepflogenheiten gibt. Aber für mein Lebens- und Wirkungsumfeld ist es weder nötig noch sinnvoll, dass ich mich mit Priesterkragen zeige. Ich fürchte sogar, dass es kontraproduktiv wäre. Ich möchte als Priesterin erkannt werden durch meine Hinwendung zu den Menschen, durch das, was ich ihnen als gute Botschaft zu sagen habe, und nicht durch irgendeine Amtskleidung. Die Tendenz in unserer Kirche, vermehrt Kollar zu tragen, befremdet mich.

Brigitte Glaab
Priesterin im Ehrenamt
Frauenseelsorgerin

DIE MACHT DER BILDER: AM 27. MAI jährte sich in unserem Bistum die erste Weihe zweier Frauen zu Priesterinnen zum 25. Mal. Neun Jahre danach wurde ich selbst als dritte Frau in unserem Bistum zur Priesterin geweiht. Alle folgenden Frauen sind immer noch Frauen der ersten Stunde, auch wenn mir das in meinem eigenen Pfarrerinnen-Dasein so nicht jeden Tag bewusst ist. Diesen Weihen ging ein beharrlicher und mutiger Weg in unserem Bistum voraus. Visionäre Frauen hatten vor allem einen großen Anteil daran, dass auch ich heute in Augsburg eine unserer Gemeinden leiten darf. Von daher ist dieses Jubiläum für mich Anlass zu Freude und Dankbarkeit!

Mit der Einführung der Frauenordination hat unser Bistum auch ein Statement zum Thema „Amt" abgegeben: Es soll nicht durch Grenzen und Abgrenzungen definiert werden, sondern durch Weite und Verbindung. Weil ich das spüren konnte, bin ich alt-katholisch geworden und habe mich auch auf den Weg der Pfarrerin eingelassen. In dieser Haltung versuche ich ebenfalls mein Amt zu leben: verbunden mit den Menschen, mit denen ich unterwegs bin, verwurzelt in einem Glauben, der zugleich Tiefe und Weite schenkt und der es bis heute vermag, Grenzen abzubauen, manchmal sogar einzureißen. Das ist mein Bild vom Amt der Priesterin.

Dazu passt für mich das, was ich auf dem Titelblatt und Seite drei der Jubiläumsausgabe sehen musste, eindeutig nicht! Zwei „schöne" Frauen – makellos ihr Aussehen und durch das in meinen Augen abgrenzende Kollar auf ihr Amt reduziert.

Warum nicht eine Priesterin inmitten ihrer Gemeinde zeigen: beim Gottesdienst Feiern, gerne aber auch bei einem Fest, beim gemeinsamen Tanzen, beim gemeinsamen Unterwegssein?

Dann könnte auch ich sagen: *Meine Kirche!*

Alexandra Caspari
Pfarrerin in Augsburg

[...] FÜR MICH ENTSTEHT DURCH den gewählten Bildausschnitt eine ganz klare Reduzierung. Eine Reduzierung auf jung, schön, weiblich, anziehend, angepasst. Mir ist bewusst, dass das nicht alle Menschen, noch nicht mal alle Frauen so sehen. Einen Ausdruck davon sehe ich tagtäglich in der Werbung, wo uns viele Frauen (und natürlich auch Männer!) als hübsche Objekte vor Augen geführt werden, mit denen man Dinge gut verkaufen – „an den Mann bringen" kann.

Wollen wir da wirklich mitmachen? Ist das wirklich das Bild, das wir von Frauen und Weiblichkeit, Menschlichkeit mitprägen wollen? Mir ist es wichtig, der Verantwortung bewusst zu sein, die ich trage für Respekt und achtsamem Umgang miteinander. Für Sensibilität, was ich durch mein Handeln in die Welt trage und verstärke. Das wünsche ich mir auch von Menschen, die in unserer Kirche besondere Verantwortung dafür tragen. Dazu gehört auch die Sensibilität und das Bewusstsein, wie machtvoll Fotos wirken und wie sensibel der Umgang mit dieser Macht ist.

Mir ist klar, wie schnell es auch mir immer wieder passiert, in alte Bahnen und Vorurteile zu geraten, vielleicht in dem Wunsch, etwas anderes auszudrücken. Ich unterstelle niemanden eine böse Absicht, sondern sehe es als gesellschaftlichen blinden Fleck. Ein Nebel, in dem wir uns gemeinsam befinden und in dem manche vielleicht schon mehr sehen als andere, oft weil sie direkter betroffen sind. So einen Nebel spüre ich hier gerade. Und ich will mit aller Deutlichkeit auf ihn hinweisen. Ich protestiere dagegen und sagen: Nein, so eine Reduzierung möchte ich nicht!

Was ich möchte ist, dass wir uns darüber austauschen, wie wir Dinge sehen, dass wir miteinander lernen, aus den alten Bahnen und begrenzenden Bildern auszusteigen und dass wir es Menschen nicht leicht machen, das Wort „Sexismus" in Zusammenhang mit unserer Kirchenzeitung ihnen in den Mund zu nehmen.

Vielmehr sollten Ihnen Qualitäten wie „Achtsamer Umgang mit Differenzen, Sensibilität und Respekt" einfallen.

Lydia Ruisch
Gemeinde Stuttgart

KOLLAR UND LIPPENSTIFT – IST ES das, was unsere Priesterinnen, unsere Kirche, ausmacht? Das haben meine Frau und ich uns gefragt, als wir das Titelbild der Maiausgabe sahen. Innen geht es unpassend, aber konsequent weiter. Bei Seite 3 überlege ich, ob diese Frau verkleidet oder tatsächlich Priesterin ist (wo und in welcher Kirche?). Ich frage mich:

a. Warum werden hier nicht – thematisch passender – alt-katholische Priesterinnen gezeigt? Neben den verwendeten verschwommenen historischen Aufnahmen stünden ja zahlreiche scharfe, aktuelle Fotos zur Verfügung. Schließlich gibt es sie ja, unsere Priesterinnen, lebendig und inspirierend in unseren Gemeinden. Diese Ausgabe wirkt eher wie ein Abgesang.
b. Warum muss zusätzlich das Reizthema Kollar aufgegriffen werden? Peter Koller (zitiert von Raphael Kummer auf ref.ch) benennt für die reformierte Kirche: Trage man Kollar, erliege man der Versuchung, „sakramentale Person sein zu wollen, die geheimnisvoll zwischen Gott und Mensch vermittelt". Genau dieses Gehabe als „sakramentale Person" kenne ich von den Pfarrern aus meiner Zeit in der Römisch-Katholischen Kirche, vermutlich bin ich deshalb auch so empfindlich. Das Fass hätte nicht aufgemacht werden müssen. Hierzu könnte ich noch seitenweise schreiben, diese Mischung aus bieder und frömmelnd. Keine der mir persönlich bekannten Priesterinnen trägt Kollar, Gott sei Dank.
c. Warum so viele Rückblicke? Es ist schön, dass so viele „dabei waren". Aber auch etwas ermüdend – eine Rückschau hätte gereicht. Spannend ist doch, wie es weitergeht, welche Impulse ein gleichwertiges Menschenbild auch in der Seelsorge und der Liturgie bringen kann. Alexandra Casparis Artikel finde ich hier einen guten Anfang und würde mir noch mehr erhoffen. Komm, Heilige Ruach, kann man da nur mit Angela Berlis beten.

Andreas von Mendel
Ismaning

Eine Anmerkung von Chefredakteur Gerhard Ruisch

ICH KANN MICH NICHT ERINNERN, DASS IN DEN elf Jahren, in denen ich die Verantwortung für *Christen heute* trage, schon einmal ein solcher Sturm der Entrüstung über uns hereingebrochen wäre. Er hat mich vollkommen überrumpelt, was vielleicht auf mangelnde Sensibilität meinerseits schließen lässt. Natürlich habe ich mich gefragt, wie es dazu kommen konnte.

Das Eine ist: Wir sind davon überrascht worden, dass wir wenige brauchbare Bilder finden konnten. Obwohl ich und vor allem John Grantham uns an verschiedensten Stellen bemüht haben, waren keine Fotos von der Weihe vor 25 Jahren aufzutreiben außer dem unscharfen, das im Heft abgedruckt ist. Bei den Bildern, die wir vom Wirken der Priesterinnen aus unserem Bistum heute bekommen haben, war keines dabei, das sich für die Titelseite geeignet hätte – sie waren entweder Querformat oder nicht scharf genug oder schlecht belichtet. Also hat Herr Grantham sich bemüht, aus anderer Quelle ein Foto zu finden, auf dem man mit einem Blick sieht, dass es um eine Priesterin geht. Für ihn als Anglikaner ist das Kollar nicht mit negativen Assoziationen verbunden.

Allerdings habe ich danach die Ausgabe für den Druck freigegeben. Ich bin jemand, dem seit seinem Studium bewusst ist, dass der Kollarkragen in der deutschen Römisch-Katholischen Kirche *das* Kennzeichen bekennender traditionell-konservativer Priester ist. Er heißt nicht ohne Grund im Volksmund „Römerkragen". Schon um nicht mit solchen Priesterkreisen in Verbindung gebracht zu werden, besitze ich kein Kollarhemd und habe in meinem ganzen Priesterleben noch nie eines getragen. Ich weiß, manche Kolleginnen und Kollegen im Bistum sehen das anders, aber das ist ein anderes Thema.

So musste ich mir die Frage stellen, warum eigentlich bei mir keine Alarmglocke geklingelt hat, wenn ich doch kein Freund des Kollars bin. Ich glaube, der Alarm hat deshalb nicht ausgelöst, weil es eben um Frauen geht. Für konservative römisch-katholische Priester ist das Kollar eben *das* Zeichen des „richtigen" Priestertums, das Signum der Priester, die noch dazu stehen, dass sie Priester und Zölibatäre sind u. ä. Wenn dann Frauen mit Kollar auftreten, hat das etwas Subversives. Denn solche „richtigen" Priester sind ja der Überzeugung, dass Frauen nicht gültig geweiht werden können. Und dann treten Frauen auf, gerade mit dem Zeichen des „richtigen" Priestertums, und beanspruchen damit deutlich sichtbar, mindestens genauso richtige Priester(innen) zu sein wie die. Das hat was! Nicht, dass ich meine, unsere Priesterinnen sollten immer so herumlaufen, aber als Signal auf der Titelseite.

Das war mir natürlich nicht alles klar, als ich, wie immer unter Zeitdruck, die Ausgabe für den Druck freigegeben habe. Aber wenn ich darüber nachdenke, ist das wohl die Ursache, warum ich keinen Grund sah, einzuschreiten. Ich habe natürlich verstanden, dass man das ganz anders sehen kann und dass vor allem Kolleginnen sich sehr verletzt fühlen. Ich kann nur sagen, dass mir das sehr leidtut. Das Gefühl, das ich habe, hat John Grantham in einer Mail gut in Worte gefasst: Es ist, wie wenn man seiner Ehepartnerin, seinem Ehepartner etwas Schönes schenken will und das Geschenk entpuppt sich als Desaster. Denn weder er als Layouter noch ich als Redakteur wollten mit der Bildauswahl irgendjemanden ärgern, sondern wir wollten eine schöne Jubiläumsausgabe präsentieren. Dass sie bei einem Teil der Leserinnen und Leser dermaßen schlecht ankommt, können wir nur bedauern. ■

Hans Küng
19.3.1928 – 6.4.2021

Ein alt-katholischer Nach-Ruf

VON GÜNTER ESSER

Am 6. April 2021 verstarb Hans Küng im Alter von 93 Jahren in Tübingen. Er war ganz ohne Zweifel einer der wichtigsten katholischen Theologen der letzten Jahrzehnte und hat durch die Gründung seiner *Stiftung Weltethos* auch weit über die Katholische Kirche hinaus Beachtung gefunden.

Eine breite Öffentlichkeit nahm Hans Küng allerdings meist nur als Kirchenkritiker wahr. Aber eigentlich müsste man präziser formulieren und sagen: als Kritiker an einer von ihm als starr und versteinert erlebten Institution Kirche. Er war sich zweifellos seines Einflusses bewusst, aber er kritisierte nicht um des Kritisierens willen, sondern weil er an der Kirche, an seiner Kirche, litt, und weil er den vielen, die wie er selbst mit manchen Entwicklungen in der Kirche haderten, eine Stimme geben wollte. Der Essener Bischof Franz Josef Overbeck nannte Küng deshalb auch ganz zurecht „einen glaubwürdigen Mahner und authentischen Christen". Und Kardinal Walter Kasper, der sicher nicht mit allen Thesen Küngs übereinstimmte, charakterisierte ihn doch als einen Menschen, der „in der Tiefe seines Herzens immer ein Mann der Kirche und in der Kirche" geblieben sei.

Ohne Hans Küng posthum für die alt-katholische Sicht auf die Kirche vereinnahmen zu wollen, aber in diesem Punkt waren sich der Verstorbene und die Alt-Katholiken sicher ganz nahe: Küng liebte die Kirche und wollte mit seiner Theologie das Beste für sie tun. Doch so wie Liebe auch manchmal Leiden einschließt, bei Hans Küng das Leiden an kirchlichen Entwicklungen, die er oft als für die Zukunft der Kirche bedrohlich empfand, so schließt Liebe auch Kritik nicht aus, sondern, wenn sie konstruktiv ist, ein. Ja, manchmal ist sie auch notwendig! Küngs Kritik war sicher manchmal sehr pointiert und konnte hart sein, aber sie enthielt immer auch ein Angebot zum theologischen Diskurs, denn es ging ihm um die Suche nach dem besten Weg, um die Kirche in die Zukunft zu führen.

Unfehlbar?

Dies galt auch für sein viel beachtetes Buch *Unfehlbar* mit dem 13 Zentimeter großen magentafarbenen Fragezeichen auf der Titelseite. Das Fragezeichen sollte deutlich machen, dass es ihm um eine Anfrage ging, um einen Diskussionsbeitrag. Im „offenen Vorwort" zu diesem Buch, das 1970 erstmals erschien, 100 Jahre nach der Verabschiedung der Papstdogmen durch das Erste Vatikanische Konzil und fünf Jahre nach Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils, schrieb er, er wolle den ganzen Fragekomplex der kirchlichen Lehrautorität einer „kritisch-konstruktive[n] Reflexion" unterziehen. Er habe sich allerdings dieses „gefährlich heiße Eisen" nicht selbst ausgesucht, sondern „es werde ihm wie anderen Theologen durch die Nöte der Kirche und die Erfordernisse der Zeit einfach aufgedrängt".

Hans Küng, der als Konzilstheologe selbst großen Einfluss auf die Diskussionen der Konzilsväter hatte, stellte fünf Jahre nach Konzilsende recht ernüchtert fest: „Niemand hat in der nachkonziliaren Zeit mehr zur kritischen Reflexion auf das Vatikanum I und seine Definitionen beigetragen als der Vatikan selbst. Niemand hat in den letzten Jahren mehr die Entmythologisierung des kirchlichen Lehramtes herausgefordert als dieses kirchliche Lehramt selbst. Und niemand hat mehr die Frage der kirchlichen Unfehlbarkeit aufgeworfen als die in allen möglichen Fragen kirchlicher Lehre, Moral und Disziplin sich unfehlbar Gebenden selbst" (vgl. Hans Küng, Unfehlbar? Zürich (Benziger) 3/1971, 11).

Da war sie wieder, Hans Küngs Sorge um die Kirche. Dabei hatte er keine Scheu, den Finger in die Wunden zu legen, wenn er es, wie im Fall des kirchlichen Lehramts, für nötig hielt. Das bedeutete freilich nicht, dass er es bei der Kritik beließ. Deshalb sollte der Schluss des Buches unbedingt mitgelesen werden. Denn dem „Blick zurück in Sorge", wie es im Vorwort hieß, schloss er am Ende einen „Blick voraus in Hoffnung" an, einen Ausblick, eine Vision, wie das Papstamt in Zukunft aussehen könnte und nach Küngs theologischer Auffassung wohl auch aussehen müsste: ein Papstamt das „von einer echt evangelischen und nicht von einer juridisch-formalistischen und statisch-bürokratischen Sicht der Kirche geprägt" sei. Denn eine solche Kirche würde sich nicht als „eine zentralisierte Verwaltungseinheit" verstehen, „wobei die Bischöfe nur des Papstes Delegierte und Ausführungsorgane sind", sondern „als eine Kirche, die sich authentisch in den Ortskirchen (der einzelnen Gemeinden, Städte, Diözesen, Länder) realisiert, die überall als die eine Kirche Gottes eine Gemeinschaft bilden und die so mit der Kirche von Rom als dem Zentrum ihrer Einheit verbunden sind".

Hans Küng machte sich hier die Kirchenvision des belgischen Kardinals Léon-Joseph Suenens (1904-1996) zu eigen, der in einem Interview eine Reform des Papsttums, die ganz der Theologie Hans Küngs entsprach, angemahnt hatte (vgl. Hans Küng: Unfehlbar? 197-202, hier besonders: 199).

Aus alt-katholischer Perspektive waren solche Gedanken nur zu begrüßen. Und vieles, was Küng im Anschluss an Kardinal Suenens als „Blick voraus in Hoffnung" formuliert hatte, bleibt bis heute eine Anfrage an die römisch-katholische Theologie. Das Fragezeichen ist

Dr. Günter Eßer ist emeritierter Professor für Alt-Katholische Theologie am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn

Foto: Hans Küng, 2009. Aus Wikipedia.

– zumindest aus alt-katholischer Sicht – also noch keineswegs durch ein Ausrufezeichen zu ersetzen.

Küngs Buch war – wie gesagt – als Anfrage gedacht, als Beitrag zu einer Diskussion, wie der Dienst des Papstes in einer sich nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil erneuernden Kirche verstanden werden kann. Das Buch war dabei zweifellos ein pointierter Beitrag, auf der einen Seite heftig kritisiert, auf der anderen Seite freudig begrüßt. Begrüßt als Beitrag für eine als notwendig empfundene Neuausrichtung der Kirche, die eben im Sinne der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* nicht in erster Linie als hierarchische Institution begriffen werden sollte, sondern als das, was sie von ihrem Ursprung her war: Volk Gottes. Vor diesem Hintergrund hatte natürlich auch eine Diskussion um die Stellung des Papstamtes damals Sinn – und sie hat bis heute Sinn, um dies als alt-katholischer Theologe hinzuzufügen.

Kirche als Gemeinschaft im Werden

Hans Küngs Vorstellungen von einem reformierten Papsttum sind dabei nicht aus der Luft gegriffen, sondern tief verwurzelt in seiner Ekklesiologie, seiner Vorstellung von Kirche. Dabei ist für ihn Kirche natürlich Volk Gottes, die Gemeinschaft der an Christus Glaubenden, so wie dies das Zweite Vatikanische Konzil in seiner Kirchenkonstitution so überzeugend ausgedrückt hat; sie ist auch und wesentlich: Kirche des Geistes, denn ohne den Heiligen Geist ist eine christliche Gemeinde gar nicht möglich; und sie ist schließlich – im paulinischen Sinne – Leib Christi. Drei Aspekte einer klassischen Ekklesiologie, mit der er die Grundstruktur der Kirche umschreibt (vgl. Hans Küng, Die Kirche (TB-Ausgabe bei Piper), München 2/1980, 131-310).

An den Anfang seiner groß angelegten Arbeit über die Kirche stellt Hans Küng allerdings einen Gedanken, der sich wie ein Leitmotiv, wie eine Ouvertüre durch das ganze Buch zieht. Für ihn ist Kirche stets eine Gemeinschaft im Werden. Er weist darauf hin, dass „der Begriff" dessen, was Kirche ist bzw. sein will, wesentlich mitbestimmt wird, von ihrer „jeweiligen geschichtlichen Gestalt." Er schreibt: „Die Kirche kann Gefangene des Bildes werden, das sie sich zu einer bestimmten Zeit von sich selbst gemacht hat. Jede Zeit hat ihr eigenes Kirchenbild, herausgewachsen aus einer bestimmten Situation, gelebt und gestaltet von einer bestimmten geschichtlichen Kirche, begrifflich vor- oder nachgeformt von bestimmten geschichtlichen Theorien." Dabei ruhe das Wesen der Kirche natürlich auf einem „bleibenden Ursprung", den es zu bewahren gelte. Aber dieses Wesen, diesen nicht aufgebbaren Kern der Kirche sieht Küng eben nicht in einer „metaphysischen Unbeweglichkeit, sondern nur in einer stets wandelbaren geschichtlichen ‚Gestalt'. Und gerade um dieses – nicht statisch-starre, sondern dynamisch sich ereignende – ursprünglich, bleibende ‚Wesen' zu Gesicht zu bekommen, muss man auf die dauernd sich verändernde geschichtliche ‚Gestalt' achten."

Hans Küng wird noch deutlicher, wenn er schreibt: Eigentlich erfassen wir nur dann das „Wesen" der Kirche wirklich, wenn wir in ihr nicht „eine Idealkirche in den abstrakten Sphären einer theologischen Theorie, sondern die wirkliche Kirche mitten in dieser Welt, in dieser Weltgeschichte" sehen. Diese „wirkliche Kirche" ist nach Hans Küng also in erster Linie ein „Geschehen" ein „geschichtliches Ereignis", sie „ereignet sich" und zwar stets neu (vgl. a. a. O. 14f). Oder anders gesagt: Auch wenn wir dem Wort Jesu Glauben schenken dürfen, dass die Mächte der Unterwelt die Kirche nicht überwältigen werden (vgl. Mt 16,18), so ist dies doch zunächst nicht mehr als eine Verheißung. Sie behält solange ihre Gültigkeit, solange sich die Kirche an der Botschaft Jesu orientiert, sich bemüht, diese Botschaft zu leben und durch ihr Leben zu verkünden.

Das klingt banal, vielleicht genauso banal, wie Küngs Hinweis darauf, dass sich Kirche stets neu „ereignet", aber ein Blick auf die Geschichte der Kirche, die sich ja in der Nachfolge dieses Jesus von Nazareth sieht, zeigt, dass eine Rückbesinnung auf diesen Ursprung immer wieder notwendig ist. Ich interpretiere gerne das Dictum von der *ecclesia semper reformanda*, also der Kirche, die sich immer wieder reformieren, sich immer wieder auf ihren Ursprung hin neu ausrichten muss, in diesem Sinn als Rückkehr zu Jesus und seinem Evangelium. Und genau dies ist der Kern, dies ist die Mitte, auf die ihre ganze Existenz zurückzuführen ist. Ich denke, es ist nicht falsch, wenn wir Hans Küngs Gedanken in diesem Sinn interpretieren.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat von der Kirche als dem Pilgernden Gottesvolk gesprochen. Damit ist eine Kirche gemeint, die die Zeichen der Zeit erkennt und den Mut hat, aus dem Bisherigen aufzubrechen, die erkannt hat, dass sie sich den Herausforderungen einer sich rasant verändernden Welt stellen muss. Aber jeder Aufbruch bringt Veränderung. Hans Küng war einer, der diese Änderungen anmahnte. Ihm ging es dabei nie um Radikallösungen, aber er forderte die Bereitschaft zu einem ehrlichen Dialog und die Bereitschaft, sich ohne Verlustängste wirklich notwendigen Veränderungen zu stellen.

Kardinal Kasper schreibt in einer Stellungnahme nach Küngs Tod: „Es war ihm wichtig, dass seine Fragen bleibend sind." Und ja, aus alt-katholischer Sicht muss gesagt werden: Viele der Fragen, die Hans Küng aufgeworfen hat, bleiben, sind nicht beantwortet und werden das Gespräch sowohl innerhalb der Römisch-Katholischen Kirche als auch im ökumenischen Gespräch weiter beeinflussen.
– Ergebnisoffen…

„Seine kritische Haltung war prophetisch und zukunftsweisend", war in einem Kommentar zu Hans Küngs Tod zu lesen (Johannes Ludwig, Artikel Hans Küng, Influencer und Prophet, in: explizit.net).

Propheten sind immer unbequem, weil sie sich nicht scheuen, den Finger in die Wunde zu legen, selbst wenn es weh tut und sie für ihre prophetische Offenheit angefeindet werden. In diesem Sinne war Hans Küng sicher eine prophetische Gestalt.

Es bleibt zu wünschen, dass es auch in Zukunft Christinnen und Christen, Theologinnen und Theologen gibt, die – unerschrocken wie er – diesen so wichtigen prophetischen Dienst in und für die Kirche lebendig halten.

In diesem Sinn: Herzlichen Dank für Ihren unerschrockenen Einsatz für die Kirche von heute und von morgen, verehrter Hans Küng. ■

Terminvorschau

Bei den Terminen bitte beachten:
Auf Grund der Ausbreitung des Corona-Virus wurden mittlerweile zahlreiche Termine abgesagt. Wie sich die Lage ab Juni weiterentwickelt, war zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses noch nicht absehbar. Machen Sie sich daher bitte vorab bei den Veranstaltenden kundig, ob die angekündigte Veranstaltung stattfinden kann.

Die Redaktion

5. Juni, 16 Uhr	**Einführung von Pfarrer Daniel Saam** Offenburg
6. Juni	**Einführung von Pfarrer Daniel Saam** Baden-Baden
11.-13. Juni	**Dekanatstage des Dekanats Mitte** (digital)
12. Juni	**Dekanatstag Dekanat NRW** Münster (digital)
13. Juni	**Dekanatstag Dekanat Südwest** mit Open-Air-Gottesdienst, Südpfalz
16.-18. Juni	**Treffen der Kontaktgruppe** Alt-Katholische Kirche / Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche, Augsburg
21.-25. Juni	**Treffen der Internationalen Bischofskonferenz (IBK)**
17. Juli	**Landessynode Baden-Württemberg** Freiburg
23.-25. Juli	**Dekanatswochenende des Dekanats Bayern,** Pappenheim
24. Juli	**Verabschiedung von Pfarrer und Dekan Bernd Panizzi,** Heidelberg
31. Juli-13. August	**Sommerfahrt des baj** nach Römö in Dänemark
5.-14. August	**Summercamp des baj NRW** Heino (Niederlande)
30. August-3. September	**Internationale Alt-Katholische Theologenkonferenz** Neustadt an der Weinstraße
17.-19. September	**Dekanatstage des Dekanats Ost**
17.-19. September	**Dekanatswochenende des Dekanats NRW** (digital)
18. September	**Vorsynodales Treffen des Dekanats Bayern**
8.-10. Oktober ◂	**Pastoralkonferenz der Geistlichen im Ehrenamt**
21.-24. Oktober	**baf-Jahrestagung**
11.-14. November ◂	**62. Ordentliche Bistumssynode** Königswinter
19. November ◂	**Treffen der Kontaktgruppe** Alt-Katholische Kirche / Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche
20. November ◂	**Landessynode Dekanat NRW,** Dortmund

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◂ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Erscheinungsweise
monatlich

Redaktion
Gerhard Ruisch (verantw.)
Ludwigstraße 6, 79104 Freiburg
Telefon 07 61/3 64 94
E-Mail redaktion@christen-heute.de
Walter Jungbauer (Termine)
E-Mail termine@christen-heute.de
Internet www.christen-heute.de

Vertrieb und Abonnement
Christen heute
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Telefon 0 48 42 /4 09
E-Mail versand@christen-heute.de

Abonnement
Inland 24,– € inkl. Versandkosten
Ausland 31,– €

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Design, Schriftsatz und Bildbearbeitung
John L. Grantham

Fotomaterial
Alle Fotos von **Flickr.com** und **Wikimedia Commons** werden unter der *Creative Commons License* (CCL) für nichtkommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen
Web www.steinmeier.net
Die Druckerei arbeitet mit Öko-Farben und Öko-Strom aus 100 % Wasserkraft.

ISSN
0930–5718

Nachrichtendienste
epd, KNA

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben
5. Juni, 5. Juli, 5. September

Nächste Schwerpunkt-Themen
Juli
Gewalt
August/September
Mauern
Oktober
Unsere Mitgeschöpfe

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe nicht länger als 2.500 Zeichen mit Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.

Redaktioneller Hinweis
Christen heute ist ein Forum von Lesenden für Lesende. Die in *Christen heute* veröffentlichten Texte und Artikel sowie die Briefe von Leserinnen und Lesern geben deshalb nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder.

Bitte wenden Sie sich in allen Fragen zum Abonnement an den Vertrieb, nicht an die Redaktion!

Die Welt ist zu klein für lokalen Egoismus

VON GERHARD RUISCH

Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg

Endlich mal eine gute Nachricht – und hoffentlich ist sie nicht schon wieder überholt, wenn *Christen heute* erscheint: US-Präsident Joe Biden sprach sich für die Aufhebung der Lizenzen für Corona-Impfstoffe aus. Und auch in Europa wird es plötzlich denkbar, dass die Impfstoff-Hersteller gezwungen werden, ihre Rezepturen offenzulegen, damit auch andere überall auf der Welt Impfstoffe herstellen können.

Rechtlich ist das natürlich ein Problem, denn es geht um geistiges Eigentum, das geschützt werden muss. Wir mögen es sonst ja auch nicht, wenn etwa durch Industriespionage deutschen Firmen ihre Entwicklungen gestohlen und irgendwo raubkopiert werden. Aber in einer Pandemie gelten – zumindest zeitlich begrenzt – auch einmal andere Regeln. Zwar beraubt man wenige Monopolisten der Möglichkeit, durch die Notlage, die zur Abnahme der Vakzine zwingt, unendlich viel Geld zu verdienen – aber viel Geld können sie damit immer noch machen, viel mehr, als die schnelle Entwicklung der Stoffe gekostet hat.

Denn so, wie es derzeit läuft, geht es nicht. Es ist ja schon gut, dass wenigstens in der EU nicht jedes Land versucht hat, seine eigenen Schäfchen ins Trockene zu bringen, sondern eine gemeinsame Kauf- und Impfstrategie zu entwickeln, auch wenn, wie nicht anders zu erwarten war, einzelne Länder dann doch ausgeschert sind. Aber so kam es eben dazu, dass reiche Länder wie die USA oder Verbünde wie die EU sich als erste den Großteil der Impfstoffe sichern konnten, während in anderen Weltgegenden die Impfkampagnen sehr schleppend anliefen und in manchen Ländern bis heute praktisch niemand geimpft ist. Wer Geld hat, ist im Vorteil, das gilt immer noch.

Nicht einmal nur aus Nächstenliebe, sondern sogar aus Eigennutz ist das bedenklich. Denn die Pandemie kann hier nicht überwunden werden, wenn sie anderswo noch wütet. Es ist eben eine Seuche, die die ganze Welt betrifft. Also muss sie auch auf der ganzen Welt bekämpft werden – im Interesse aller.

Dass es selbst unter dem Druck der Pandemie so schwer ist, internationale Solidarität umzusetzen, ist ein schlechtes Zeichen. Denn auch bei der Bekämpfung des Klimawandels ist sie unbedingt notwendig. Wir müssen in Deutschland tun, was nur geht, um ihn aufzuhalten – nur reicht das nicht. Da wir nur eine gemeinsame Welt haben, müssen die Maßnahmen überall greifen, und es ist in ihrem eigenen Interesse, wenn die wirtschaftsstarken Länder sich dafür engagieren, dass sich weltweit etwas ändert.

Die Bereitschaft zur notwendigen Solidarität würde zunehmen, wenn eine Erkenntnis sich verbreiten könnte: dass es nicht nur der oder dem Anderen schlecht geht, wenn ich auf seine oder ihre Kosten lebe, sondern auch mir selbst. Es gibt ja Länder, in denen die Reichen in abgeschotteten Wohnvierteln leben, die von Mauern geschützt und von Wächtern bewacht werden. Sicher, darin fehlt es an nichts, da stehen schöne Villen, in denen Leute, die da nicht wohnen dürfen, als Bedienstete arbeiten. Für uns, denen das fremd ist, ist es eine schreckliche Vorstellung, beim Verlassen des freiwilligen Gettos mit der Armut der Leute im Land konfrontiert zu werden, bevor ich mich wieder in meine Wohlstandsoase zurückziehen kann. Es liegt der Gedanke nahe, ob man nicht alle Anstrengungen unternehmen müsste, damit es allen gutgeht, so dass die Mauern gar nicht mehr nötig sind und ich mir das Elend nicht mehr täglich ansehen muss. Aber da Menschen sich an vieles gewöhnen können, gewöhnen sie sich offensichtlich auch an das Leben im Getto und können das Leben der Anderen ausblenden.

Dass das geht, sehen wir an uns Europäern. Unser Getto ist ganz schön groß, deshalb fällt es nicht so auf. Aber die Mauern haben wir auch um uns gezogen, und unser Wachpersonal haben wir auch, das die Armen draußen hält. Auch uns ginge es besser, wenn wir nicht nur an *unseren* Wohlstand dächten, sondern auch daran, wie wir die Lebensbedingungen anderer Menschen und Völker verbessern könnten. Klar können wir nicht die ganze Welt retten! Aber dass wir es seit 1970 nicht einmal schaffen, die von der UN für die Industrieländer vorgegebenen 0,7 Prozent des Bruttoinlandsprodukts für Entwicklungshilfe aufzubringen, ist ein Trauerspiel. Und davon wird dann noch ein Teil an Einkäufe bei unserer Industrie gekoppelt (2010 warb das Ministerium für Entwicklungszusammenarbeit selbst damit, dass jeder Euro Entwicklungshilfe für die deutsche Wirtschaft einen dreimal so großen Effekt in Form anschließender Exporte hat).

Diese Welt ist ein lebender Organismus. Wenn bei uns Menschen nur der kleine Zeh entzündet ist, geht es dem ganzen Menschen schlecht. Auch der Welt wird es erst gut gehen, wenn sie überall gesund ist. ■